Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 30 Marburg i. H., den 27. Juli **1899**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Schedscharat-el-Arbain — Der Beter Jesus. Ein vergessenes Kapitel der Neutestamentlichen Theologie — Lukas Cranach und seine Stellung zur Reformation — Jeremias Gotthelf: 2. Gotthelfs Volksschriften — Stimmen der Väter: Brenz — Verschiedenes: Das lange vorbereitete Gegenstück zur Christlichen Welt; Heinrich Treitschkes Lehr- und Wanderjahre; Richard Wagners Musikdramen; Luther als Musiker; Was ist gute Lektüre?; Ehrendoktor der Philosophie; Missionare — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen: Deutsche Kandidaten

Schedscharat-el-Arbain

Des Morgens früh waren wir von dem deutschesten Gasthaus fortgeritten, das es für den Fremden in Palästina giebt. Dies Haus trägt seinen Namen „Karmelheim“ nicht umsonst; wenn es möglich ist, in einem Hotel zu vergessen, daß man ein gegen Zahlung aufgenommener Gast ist, so muß es hier geschehen. Die Sonne war noch nicht da, als ich auf den Balkon unsers Zimmers hinaustrat, um zu sehen, ob die Leute mit den Pferden, wie verabredet, von Haifa heraufkämen; Alles war feucht von schwerem, kühlem Tau: die Mauern des Hauses, die Brüstung des Balkons, Bäume, Gras und Wege unten im Garten. Ueber der blauen Bucht von Akkon lag es wie ein heller, weißgrauer Dunst: dort vom Meere kommt die Feuchtigkeit herauf und kleidet die Hänge des Karmel jahraus jahrein in Grün, ein Wunder in diesem Lande des sommerlichen Verdorrens. Von Pferden war noch Nichts zu sehen; nur einige Eselein zogen langsam mit ihrer Last auf der schönen neuen Fahrstraße einher, die deutscher Fleiß auf den Berg hinauf gebaut hat. Da klopfte es an der Schlafzimmerthür. „Herr, seid Ihr schon auf?“ fragte unser getreuer Madat. Wo der Ararat die von seinem Schneegipfel genährten Gewässer dem armenischen Araxes zusendet, stand sein Haus, dort hatte er sein Weib und seinen eben gebornen kleinen Sohn zurückgelassen, um uns durch ganz Armenien, Kleinasien und Syrien bis hierher zu begleiten. Schon seit Wochen träumte er von nichts Anderm als von der heiligen Stadt Jerusalem, und wohl hundertmal hatte er mir schon erzählt, wie seine Freunde und Dorfgenossen ihn nun, wenn er erst heimgekehrt sei, nicht mehr mit seinem gewöhnlichen Rufnamen nennen würden, sondern als Jerusalempilger nur „Hadschi“ oder „Mugdussi.“ Gestern in Nazareth hatte er wieder einmal gefragt: „Wie weit noch bis Jerusalem?“ „Drei Tage noch, wenn wir gut reiten,“ antwortete ich ihm, und seine Augen glänzten. Als ich aber dann oben saß über der Stadt Jesu, und der Blick über die Ebene Jesreel hinschweifte zu jener Stelle im Süden, wo die weißen Häuser von Dschenin das nächste Nachtquartier auf dem direkten Wege nach Jerusalem bezeichneten, da blieb das Auge doch wie von einer unsichtbaren Macht gezogen immer wieder rechts davon auf dem langen dunkeln Zuge des Karmel haften. „Die Berge dort drüben werden dir viel zu sagen haben! Auf ihrer Höhe wird sich dein Ohr aufthun, und der Ort wird zu deiner Seele von den Tagen der Vorzeit reden, wie hier über Nazareth und damals auf dem Schlosse der Kreuzfahrer, das auf Cäsarea Philippi hinabschaut“ — so empfand ich und entschied mich.

Madat war in Nazareth sehr traurig geworden, als er hörte, daß es wieder einen Umweg von einem oder zwei Tagen gäbe, und er wagte es, leise gegen diese Sonderbarkeiten seiner Herrschaft zu protestiren, die es so wenig eilig habe, nach der Stadt des Grabes Christi zu kommen und den Stein zu küssen, der über der Gruft des Heilandes liegt. Schon der Abend nach der Ankunft auf dem Berge versöhnte ihn aber halb. So gut wie hier die Leute war ihm noch Niemand im Lande begegnet. Jetzt gab es wieder roten Wein, soviel er wollte, gutes Essen und freundliche Gesichter umher, und das verfehlte auch auf ihn nach allem Aerger und dem steten Feilschen bei den Fellachen unterwegs in den Dörfern um jedes Stück Holz zum Kochen, um jedes Ei und jedes Brot seinen Eindruck nicht. Trotzdem nahm er keine besondre Kammer zum Schlafen für die Nacht an, sondern wie bei den Kurden und Drusen legte er sich auch hier auf seinen Teppich draußen vor unsre Thür; nun drängte er frühmorgens schon wiederum vorwärts nach dem Ziel seiner Sehnsucht. Eine Stunde danach saßen wir glücklich wieder im Sattel; ein Bauer vom Karmel war als Führer für den wenig begangnen Weg, der heute geritten werden sollte, gedungen; noch ein Händedruck zum Abschied von dem grauhaarigen deutschen Wirt, und dann setzte sich unser kleiner Trupp in Bewegung, der Sonne entgegen auf dem bewaldeten Rücken des Karmel entlang.

Das Ende des Gebirges, das sich beinahe eine Meile weit nach Nordwesten ins Meer hinaus vorschiebt und so die Bucht von Akkon bildet, fällt vom mittleren Teile des Zuges her nach dem Vorgebirge hin ab, sodaß man vom Karmelheim an landeinwärts auf dem Kamm ständig bergauf reitet. Der ganze Bergrücken ist mit einem immergrünen Walde bedeckt; durch das dichte Gebüsch windet sich der schmale Reitweg in stetem Aufundab. Auf der Linie des Kammes selbst ist der Blick nach beiden Seiten vom Gebirge hinab frei. Zur Rechten und zur Linken des vorgeschobnen Bergdammes dehnt sich unabsehbar das blaue Mittelmeer; drüben, jenseits des Golfes schimmern die weißen Häuser und Mauern von Akkon im blendenden Sonnenlicht; nordwärts darüber hinaus schließt das helle Vorgebirge en-Nakura die Küstenlinie für das Auge ab. Südlich, zur Rechten des Reiters senkt sich langsam wie ein Gewirr erstarrter grüner Wogen das niedrige Gebirge bis an die sandige Meeresküste, wo die Ruinen des Kreuzfahrerschlosses Athlit, einst eine stolze Feste der Tempelherren, auf einer grauen Klippe aus dem leuchtenden Wasser aufsteigen. Ganz in der Ferne dahinter ein verschwommener Fleck an der Küste — dort lag einst Cäsarea Palästina, die Prachtstadt des Herodes am Meere, die dann eine Residenz der römischen Prokuratoren ward!

Der Kamm des Gebirges und der Pfad laufen ganz auf der Nordseite des Zuges; hier sieht man geradeswegs in die Kisonebene hinab, durch die sich die Straße nach Nazareth schlängelt, darüber steigt das Hochland von Galiläa auf mit dem weithin sichtbaren Safed, der Stadt auf dem Berge, und jenseits weit im Nordosten der schroffe majestätische Hermon, der Alte der Berge. Der Tabor, der Nebi Dahi und die Berge von Nazareth schließen die Aussicht nach Osten — dahinter in der Tiefe liegen das Ghor und der See von Tiberias, an dessen Ufer wir gestern in der Frühe entlang ritten. Nach vorwärts, hinter einer niedrigen Schwelle, die

der Kison durchbricht, um in die Meeresebene einzutreten, dehnt sich noch fern die gelbe, von einer Dunstschicht überlagerte Jesreelebene aus. Dorthin führt die uralte Straße zur Linken unter uns am Fuß des Gebirges. Das ist die via maris, der „Weg des Meeres," der schon um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. den ägyptischen Pharaonen als Heerstraße nach Syrien und in die Euphratländer diente. Fünfunddreißig Jahrhunderte sind es her, daß die Streitwagen des Amenophis unten einher zogen, um die Waffen des Pharao bis Naharina am „Großen Strom" zu tragen, und als sie zurückkehrten, trugen sie die Prinzessin des fernen Euphratreichs als Braut für den Sohn des Pharao durch die Ebene am Fuß des Karmel zurück. Fast ein Jahrtausend später wälzte sich die ungeheure Welle der Assyrermacht hier unten vorbei. Ganz Israel hatte sie überflutet und Samarien weit hinten im Berglande hinweggerissen; dann drang sie durch die Kisonpforte zwischen dem Karmel und dem galiläischen Hügelland hier ans Meer hinaus und rollte auf dem flachen Strande entlang bis an den Nil und das hundertthorige Theben. Auf Ramses den Großen, auf Sargon und Sanherib hat dieser Gebirgsrücken herabgeschaut, als sie die helle Straße an seinem Fuß entlang zogen; dann zog das Heer des großen Pharao Necho hier vorüber, als es sich über das Heer des unglücklichen Königs Josia hinweg durch die große Ebene über den Jordan hinüber auf der Straße nach dem Euphrat entlang wälzte. Alexander, Pompejus und Cäsar, die arabischen Kalifen und die Byzantiner, Kreuzfahrer und Seldschuken, Richard Löwenherz und Napoleon Bonaparte sind durch das Thor gegangen, das der Hügel Tell-el-Kassis, gerade vor uns am Fuße des Karmel über den Kison aufsteigend, beherrscht. Ramses der Zweite und Bonaparte — sie beide hier am Fuße der Berge des Elia von Thisbe!

Jetzt teilte sich der Pfad auf dem Rücken des Berges. Geradeaus lief er auf dem Kamme weiter, zur Linken schien es in die Ebene hinabzugehen. Ich war voraus und wollte oben weiter reiten, als der braune, schwarzhaarige Führer mit vielen Gestikulationen gelaufen kam und nach unten zeigte. Wir wandten die Pferde; ein Stück abwärts wurde zwischen den Zweigen altes Mauerwerk sichtbar, eine kurze Biegung des Pfades — und ein merkwürdiges Bild liegt vor uns. Am Abhang des Gebirges zeigt sich eine terrassenförmige Einbuchtung, auf der eine große Gruppe alter Eichbäume steht. Dichtes, immergrünes Laub bildet ihre tief herabreichenden Kronen; Buschwerk und grüner Rasen bedecken den Platz zu ihren Füßen; über ihren Wipfeln steigt die grüne Wand des Karmel, aus der graue Klippen hervorragen, in die Höhe, und unterhalb des wie der Boden eines Amphitheaters in den Abhang eingebetteten Platzes senkt sich das Gebirge als eine steile, grüne Laubkaskade zum Kison hinab.

Schedscharat-el-Arbain, das ist „die Bäume der Vierzig," heißt dieser Ort. Die Leute des Landes kommen hierher um zu beten, Christen und Moslems gleichermaßen, aber die Heiligkeit der Stätte ist nicht von heute. Schon in den Tagen des Amenophis wohnte hier sicher die Gottheit, und hier muß es gewesen sein, wo Vespasian dem bild- und tempellosen Gotte Karmel im einsamen Waldesdickicht opferte, als der Zuruf der syrischen Legionen ihn von Palästina gen Rom ziehen hieß.

Wäre der Ort nicht ein uraltes Heiligtum, so würden jetzt nicht unsre beiden christlichen Mukaris von Damaskus und der muhammedanische Fellache vom Karmel gemeinsam hier beten. In ganz Palästina steht heute noch an den ältesten Kultusstätten, die uns bekannt sind, irgend ein moslemitisches Heiligtum. Zu Tell-el-Kadi, dem alten Dan, an der großen Jordanquelle, wo man schon zur Zeit der Richter und Jerobeams des Ersten in goldner Stiergestalt das Bild Jahwes verehrte, zu Cäsarea Philippi an der alten Grotte des Pan, zu Jerusalem über dem heiligen Felsen, der den großen Altar Jahwes trug, zu Hebron über der Höhle Machpelah, zu Bethlehem am Grabe Rahels: überall findet sich noch heutigen Tages eine Kultusstätte der Muhammedaner, mag es ein Prachtbau von Marmor und Alabaster sein, eine düstere und schmutzige Moschee, ein kleines kuppelgekröntes Weli oder bloß ein angebliches Heiligengrab — und an der Stätte el-Muhraka auf der Spitze des Karmel ragt

über einer vorzeitlichen Opferstätte eine christliche Kapelle empor und leuchtet weithin ins Land hinein.

Unsre Leute waren abgestiegen, und die Mukaris knieten vor einer schmalen Spalte am Boden. Einige Steinbrocken waren hier zusammengetragen und übereinander gelegt; allerlei seltsame Opfergaben lagen dazwischen oder davor: viele kleine Münzen, Zeugstücke, von europäischen Touristen weggeworfne Blechbüchsen, beschriebne Papierfetzen und dergleichen Dinge mehr. Auch der älteste Mukari, schien mir, legte irgend Etwas, das wie ein Knopf von seiner Kleidung aussah, hin. So wie heute hatte dieser heilige Hain sicher schon in den Tagen Alt-Israels ausgesehen. Kein Zweiglein ist je von den Bäumen gebrochen worden, kein weidendes Tier hat je seinen Fuß hierher setzen dürfen. Unberührt von der Axt des Menschen und dem gefräßigen Zahn der Herden standen die alten Bäume hier, bis sie stürzten, und neuer Nachwuchs ergänzte die Dahingegangnen von Jahrtausend zu Jahrtausend. Mögen Phönizier oder Kanaaniter hier den Baal des Ortes zuerst verehrt haben, mögen Israeliten an die Stätte gekommen sein, um Jahwe zu nahen: wer unter diese Bäume trat, den faßte der Schauer der Nähe Gottes. Wie ein Stück Geheimnis am hellen Tage, unter blauem Himmel, unter leuchtender Sonne ruhte es über diesen Kronen, schwebte es in der Luft, stieg es aus dem Boden, den soviel tausend, tausend Menschen seit den Tagen grauester Vorzeit klopfenden Herzens, mit angehaltenem Atem betrachtet haben, getrieben von Furcht und Hoffnung, zitternd vor der Gotteskraft, die hier lebte und webte.

Wer unter uns den Wald kennt, wer als Kind in der brütenden Mittagsglut im lautlosen, dämmerigen Forst gebangt hat oder beim Hereinbrechen des Abends scheu durch die endlosen, dunkelnden Hallen gegangen ist, der wird von dorther ahnen können, welch ein unnennbares Gefühl die Menschen der Vorzeit erfaßte, wenn sie unter diesen Bäumen sich Gott zu nahen meinten. Wie war es dir doch, als du Kind warst im Walde? Aufregung und Schauer erfüllten das kleine Herz ganz und gar; jeder Nerv spürte es, wie ringsumher übernatürliche Gewalten im Spiel waren. Ein Zweig knackte unter dem Fuß, ein Baumblatt streifte die Wange, ein Ast schnellte in die Höhe, und du dachtest, daß nun etwas Seltsames, Beklemmendes, Furchterregendes im Walde geschehen wird. Geheimnis und Schrecken solcher Art wohnten für die Alten auch an diesem Orte. Kräfte übernatürlicher Art sind an dieser heiligen Stätte lebendig; Niemand mag im voraus sagen, wie sie ihm begegnen werden, was er erleben, was mit ihm geschehen wird, wenn er sich hierher naht.

Von Alters her wußten es die Menschen, und ein Geschlecht hat es dem andern gesagt, welch ein Grauen an diesem Orte lebt: Hier ist Gott zu finden!

Regungslos hing das Laub an den Bäumen; auch unser Sprechen verstummte. Wie lautloses Hauchen von Geistern kam es in der aufsteigenden Tagesglut aus den grauen Stämmen, aus den Steinen und Klüften, aus der heißen Luft und dem Schatten der dichten Kronen. Manahil! flüsterte der Fellache — ein Ort, wo Engel und Dschinnen herabkommen! Unwillkürlich überflog mich ein Schauer. Wie aus tausendjähriger Ferne kommend, aus der Tiefe des Zeitenabgrunds emporsteigend, schwebte ein einziger gewaltiger Akkord, lautlos, tonlos, nur der Seele vernehmbar, nicht dem Ohre, die Sinne füllend, bannend, umher: Heilig, heilig — Kraft Gottes ist gegenwärtig — hier ist nichts andres, denn Behausung Gottes!

Heilig! Wage nicht, Gott hier zu erzürnen; trittst du unbesonnen, unrein, ungeheiligt in den geweihten Bezirk, hast du einen Leichnam berührt, bist du des Tages deinem Weibe genaht, fließt eine Wunde am Körper, dann hinweg mit dir, damit Gott dich nicht überfalle und seine Hand dich nicht schlage, weil du nicht weißt, was ihm an diesem Orte gebührt! Du Menschenkind von heute fragst, wo denn die Heiligung des Herzens bleibt? Dies Wort reicht nicht in jene grauen Zeiten zurück, da die Leute hierher kamen, um Gott zu nahen. Sie hoben heilige Hände auf; heilige Herzen — das kannte man noch nicht.

Vorwärts! Hinaus aus dem Banne; auf zur Muhraka!

Paul Rohrbach

Der Beter Jesus

Ein vergessenes Kapitel der Neutestamentlichen Theologie

Uebersicht: 1. Eine Zwiesprache; 2. Prinzipielles; 3. Das Gebetsleben Jesu; 4. Ueberlieferte Gebete Jesu; 5. Aus indirekten Quellen; 6. Rückblick

1

Die Ueberschrift „Der Beter Jesus" hatte ich niedergeschrieben und sonst noch einige Zeilen, da kommt ein später, willkommner Gast, der mich die Arbeit gern unterbrechen läßt. Er sieht meine Papiere herumliegen:

Der Beter Jesus? Was soll das? Wissen Sie, das Wort „Beter" gehört zu den pietistischen Substantiven, die man vermeiden sollte.

Thut mir leid, aber wissen Sie eine andre Ueberschrift? Was ich behandeln will, wird Ihnen ja deutlich sein: das Gebetsleben Jesu.

Wieder ein Wort aus dem pietistischen Sprachschatz: „Gebetsleben"! Ich verstehe ja, was Sie wollen, aber man kann das doch wahrhaftig ein wenig menschlicher ausdrücken.

Gut, machen wir den Versuch. „Jesus und das Gebet"? Das klingt etwas matt — —

Schreiben Sie doch „Das Gebet Jesu."

Dann meint Jeder, ich wollte über das Vaterunser schreiben. Wie denken Sie über „Die Lehre Jesu vom Gebet"?

Nun, das wäre der Gipfel der Geschmacklosigkeit und würde außerdem gar nicht Ihrer Absicht gerecht werden. Aber „Jesus im Gebet" ließe sich vielleicht erwägen oder etwas Aehnliches.

Gewiß! Aber das Aehnliche ist eben „Der Beter Jesus," und ich finde, wenn das übrigens auch von Kant gebrauchte Wort „Beter" wirklich von den Pietisten stammt, was ich nicht weiß, dann dürfen wir den Leuten dankbar sein, daß sie es in die religiöse Sprache eingeführt haben. Ueberhaupt ist es, nehmen Sie mir das nicht übel, für das historische Verständnis der evangelischen und apostolischen Religionsgeschichte recht gut, wenn man den Pietismus kennt und schätzt. Ich würde z. B. den Sprachgebrauch des Wortes „Ekklesia" im Neuen Testament nicht völlig verstehen, wenn mir der Gebrauch des Wortes „Versammlung" bei den Pietisten meiner Heimat nicht als Analogie bekannt wäre. Lassen Sie uns denn bei dem „Beter" bleiben! Unsre Zunft hat so viel Abstraktes und Unpersönliches ersonnen, hat so manchen kalten und toten Begriff geprägt, hat so unmenschliche Paragraphen auf dem Gewissen, daß es wirklich nichts schadet, wenn sie zur Strafe einmal bei den Unzünftigen in die Schule geht. „Beter" ist — ich kann mir nicht helfen — das, was Sie wollen: ein recht „menschlicher" Ausdruck; er zeigt, daß es sich nicht um Theorien, sondern um Erfahrungen eines Menschen handelt. Religionsgeschichte ist Menschengeschichte, nicht Theologengeschichte, und die Forscher, denen die Religion erst bei der Theorie und der Mensch erst beim Theologen anfing, hätten sich prüfen sollen, ob bei ihnen selbst der Mensch beim Theologen nicht etwa aufgehört hatte.

Stenographirt hat unsre Zwiesprache Niemand, aber so etwa war ihr Sinn. Möchte sie Niemanden beim Lesen stören, wie sie auch mich nicht von meinem Thema abgelenkt hat.

2

Religion ist inneres Leben. Zwar sie erzeugt ein reiches Leben in der Geschichte: sie spornt und zügelt das Wollen, sie befruchtet die Kultur, sie ist verzehrendes Feuer und belebende Wärme, ihre vulkanische Glut läßt den Boden der Jahrhunderte erzittern. Aber wo immer sie Denkmale geschaffen oder Trümmer hinterlassen hat, da weist ihr Bauen und ihr Zerstören zurück auf das innere Leben einiger einsamen Menschen. Um inneres Leben handelt es sich letztlich in der Religion, um ein Leben und Weben in Gott, sei es um ein Ringen mit Gott oder um ein Überwältigtsein, sei es um Gottesahnung, um Gottesfurcht oder um Gottesangst — immer um einen Verkehr des Menschen mit seinem Gott.

Die Stellung Jesu in der Geschichte der Religion haben wir verstanden, wenn wir sein inneres Leben verstanden haben. Das innere Leben Jesu zu erfassen, ist die vornehmste Aufgabe des Erforschers der altchristlichen Frömmigkeit. Wie stand Jesus zu seinem Gott? Das ist die leitende Frage. Viele Forscher haben statt dessen gefragt: Was lehrte Jesus von Gott? Als sei die religionsgeschichtliche Signatur Jesu die des Lehrers. Jesus hat nicht de Deo doziert, er hat Gott bekannt. Seine „Lehre" von Gott ist prophetisches Zeugnis, herausgeboren aus seiner innern Erfahrung. Erlebtes, Geschenktes, Erkämpftes predigte Jesus, nicht Ergrübeltes und Studirtes. Nicht sein System liegt in seinen Worten, sondern seine Seele. Selbstoffenbarungen sind seine Worte und Werke: wenn wir ihn reden hören, lauschen wir den Atemzügen seines Glaubens und Hoffens, ahnen wir die großen Lebenserfahrungen, deren er gewürdigt ist. Seine Worte sind nicht einzelne Stückchen aus einem kunstvollen theologischen Mosaik; der Diamant seiner Persönlichkeit blitzt und funkelt uns entgegen. Nicht selten freilich liegt für uns über einem Worte Jesu ein Schleier; wir kennen die Situation nicht mehr, in der es gesprochen ist, und es fehlt somit Etwas von dem persönlichen Untergrunde, der das tote Wort als lebendiges Bekenntnis erscheinen läßt. Aber wir können doch auch in vielen dieser Fälle durch den Schleier auf das Wort und durch das Wort hindurch auf den Grund seiner Seele blicken, nur daß solcher intuitiven Arbeit etwas unvermeidlich Subjektives anhaftet. Die ergreifendsten, weil am meisten persönlich gestimmten Worte Jesu sind jedenfalls die, deren psychologische Situation uns deutlich überliefert ist. Sie lassen uns so tief in seine Persönlichkeit hineinblicken, weil wir den Moment beobachten, in welchem sie aus seiner Persönlichkeit herausströmen.

Für die Aufgabe, das innere Leben Jesu zu erforschen, fehlt es somit nicht an Quellen. Die Quellen sind dieselben, die man sonst als Quellen der „Lehre" Jesu ausschöpft, die von den Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas überlieferten echten Worte Jesu. Nur die Art der Benutzung dieser Quellen ist eine andre. Es genügt nicht, den möglichst genauen Wortlaut und den möglichst buchstäblichen Sinn zu ermitteln. Man muß auch prüfen, ob das Wort als Spiegel benutzt werden kann, in dem die Persönlichkeit Jesu für einen Augenblick sichtbar wird. Bei den meisten Worten wird das möglich sein. Viele jedenfalls, die wir sonst behandelt haben als anonyme Sentenzen mit irgend welcher abstrakten „Wahrheit," werden uns in einen persönlichen Kontakt mit dem Meister bringen; seinen Pulsschlag lassen sie uns spüren, seine Erlebnisse deuten sie mit keuscher Unbefangenheit an. Kein einziges wird den Eindruck eines unter den Schauern der Ekstase ihm suggerirten Orakels machen, das er wie aufgedrängte Weisheit aufdringlich weitergegeben hätte, alle werden mehr oder weniger deutlich als Bekenntnisse sich legitimiren, in denen er, nicht für die Oeffentlichkeit, aber für seine Vertrauten, sein Ich offenbart.

Zu den wichtigsten Quellen für die Erforschung des innern Lebens Jesu gehört alles das, was uns von seinem Gebetsleben überliefert ist. Es giebt überhaupt in der religionsgeschichtlichen Forschung keine lehrreicheren Quellen, als die Gebete und die Zeugnisse über das Gebet. Sie charakterisiren eine Religion, eine religiöse Schicht, einen Frommen besser als Mythologie, Legende, Moral oder Theosophie. Es ist z. B. einer der empfindlichsten Mängel in der Ueberlieferung der griechischen Religionsgeschichte, daß sie uns verhältnismäßig so wenige Gebete erhalten hat. Man könnte Religionsgeschichte schreiben als Geschichte des Betens. Der Seele des Meisters jedenfalls ist man am nächsten gekommen, wenn man ihre betenden Atemzüge hat belauschen dürfen. Die Forschung über die Begriffe „Reich Gottes," „Menschensohn," und wie sie sonst heißen mögen, in allen Ehren! Wer aber das Beten Jesu ignorirt oder bloß in einer Anmerkung abmacht, der bleibt vor dem Vorhang stehen, anstatt das Allerheiligste zu betreten.

3

Jesus hat ein reiches Gebetsleben gehabt. Der Sohn Israels war aufgewachsen in der Lebensluft des Psalters, des Bekenntnisses „Höre Israel" und jener tief empfundnen, weihevollen Bitten und Dankesworte, die in den ältern Stücken des Achtzehngebetes erhalten sind. Kein Stück Brot wurde gebrochen, keine Weintraube genossen ohne Danksagung. Daß das Gebet im

Judentum zur Zeit Jesu zur bloßen Leistung der Lippen herabgesunken sei, kann nur von Advokaten des Christentums behauptet werden, die den Herrn zu ehren glauben, indem sie sein Elternhaus verunehren. Es hat trotz aller Veräußerlichung der Gebetspraxis und trotz aller Gebetskasuistik der Theologen zur Zeit Jesu so wenig an andächtigen Betern gefehlt, wie in den Tagen der Reformation unter den Katholiken. Neben dem betenden Pharisäer steht der betende Zöllner: Jesus selbst hat diese Situation durch seine Beispielserzählung[1]) angedeutet. Er ist, das bedarf keines Nachweises, das Kind eines betenden Hauses und eines betenden Volkes. Und so übt er pietätvoll die Sitte des Tischgebets,[2]) ja er lebt so sehr im Psalter, daß er in Psalmworten[3]) zu seinem Gott schreit, als die Todesnot das eigne Wort ersterben läßt; er hat, was am Anfange des „Höre Israel“ steht, als das erste und wichtigste Gebot bezeichnet,[4]) wie er auch die im „Höre Israel“ vorgeschriebnen symbolischen Zeichen am Obergewand getragen hat.[5])

Aber er hat nicht nur aus Pietät gebetet; er redete mit seinem Gott nicht nur in den alten teuern Formeln, die von den Müttern weitergegeben werden von Geschlecht zu Geschlecht. Die Evangelien sind voll von Andeutungen eines selbständigen Gebetslebens Jesu:

> Und früh morgens noch im Dunkeln stand er auf, ging hinaus und zog an einen einsamen Ort, und daselbst betete er.[6])
> Und er ging hin auf den Berg, um zu beten.[7])
> Es begab sich aber zu der Zeit, daß er hinausging auf den Berg, um zu beten, und er blieb über Nacht im Gebet zu Gott.[8])
> Und es begab sich, da er allein war und betete ...[9])
> Er nahm zu sich Petrus, Jakobus und Johannes und ging auf den Berg, um zu beten.[10])
> Und es begab sich, daß er an einem Orte war und betete.[11])

Wer diesen wundervollen, knappen Sätzen nur eine Ahnung des Verständnisses entgegenbringt, der weiß: hier liegen die Wurzeln des innern Lebens Jesu. Natürlich sie liegen nicht bloß, nicht sichtbar vor unsern Augen. Mit dem Worte an die Jünger:

> Du aber, wenn du betest, gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thüre zu und bete zu deinem Vater im Verborgnen[12])

hat Jesus der Beter sich selbst gezeichnet; durch dieses Wort hindurchblickend sehen wir ihn selbst an jenen einsamen, wüsten Orten in der Nacht auf den Knieen liegen: er ist allein mit seinem Gott, und was er mit ihm geredet hat, das ist von keines Menschen Griffel festgehalten. Die Wurzeln der Ceder sind verborgen im heiligen Erdreich.

4

Und doch liegen einige der stärksten Wurzeln ein paar Spannen lang am Tage. Daß nur ganz wenige Gebete Jesu uns überliefert sind, liegt im Wesen seines Betens begründet und spricht für die Zuverlässigkeit der Ueberlieferung. Auch daß diese überlieferten Gebete Jesu außerordentlich kurz sind, ist eine Gewähr ihrer Echtheit. Es können nur wenige, ganz vereinzelte Fälle gewesen sein, in denen die Jünger den Beter Jesus haben belauschen dürfen. Aber was sie in solchen Augenblicken atemlos vernommen haben, das haben sie der Vergessenheit entrissen. Ja als die Worte Jesu für griechische Jünger übersetzt wurden, hat man bei seinen Gebeten da und dort sogar den ursprünglichsten semitischen Wortlaut den Griechen nicht vorenthalten, und das Abba des Beters Jesus[13]) scholl bis nach Galatien[14]) und Rom[15]) und steht heute in den Bibeln aller Sprachen.

Jesus selbst hat einmal den Inhalt eines seiner Gebete angedeutet:

> Simon, Simon, siehe der Satanas hat sich ausgebeten euch zu sichten wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre.[16])

Da ist das Gebet Jesu Fürbitte, Fürbitte für seinen Jünger, für eine unsterbliche Menschenseele, die errettet werden muß vor

[1]) Luk. 18, 9ff. — [2]) Beispielsweise Matth. 14, 19; 15, 36; 26, 26. — [3]) Vgl. unten 4. — [4]) Mark. 12, 29 und 30. — [5]) Z. B. Luk. 8, 44, wo Luther „Saum“ übersetzt. — [6]) Mark. 1, 35. — [7]) Mark. 6, 46. — [8]) Luk. 6, 12. — [9]) Luk. 9, 18. — [10]) Luk. 9, 28. — [11]) Luk. 11, 1. — [12]) Matth. 6, 6. — [13]) Mark. 14, 36. — [14]) Gal. 4, 6. — [15]) Röm. 8, 15. — [16]) Luk. 22, 31 und 32.

den listigen Anläufen des Satanas. Jesus kennt seine Jünger: ein Bekenner und ein Satanas[1]) kann Petrus sein, und wehe ihm, wenn der Versucher seine Hand nach dem Jüngerkreise ausstreckt! Dieselbe Erfahrung, die den Meister dereinst zu Petrus hatte sprechen lassen:

> Gehe hinter mich, Satanas, denn du sinnest nicht das Göttliche, sondern das Menschliche[2]) —

läßt ihn jetzt für den Jünger bitten. Auge in Auge mit Petrus heilige Entrüstung und flammende Drohworte, Auge in Auge mit dem Vater fürbittendes Erbarmen!

Noch tiefer führen uns die Gebete, deren Wortlaut überliefert ist, namentlich zwei Gebete, die man als die beiden äußersten Pole der Gebetsstimmung Jesu bezeichnen darf, das Preisgebet und das Gebet von Gethsemane.

Das Preisgebet ist von Matthäus und Lukas aufbewahrt; Lukas giebt auch die eigenartige Situation an, durch die es veranlaßt ist. Es kam von den Lippen des Meisters, als die von ihm ausgesandten Jünger frohlockend zurückkehrten und von ihren Siegen über die Dämonen jubelten. Da sprach Jesus zu ihnen:[3])

> ... Nicht darüber freuet euch, daß euch die Geister unterthan sind; sondern freuet euch, daß eure Namen im Himmel eingetragen sind.

In dieser Stunde, fährt Lukas[4]) fort, jauchzte er auf im Geiste und sprach:

> Ich preise Dich, Vater, Herr Himmels und der Erde, daß Du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es den Unmündigen geoffenbart. Ja, Vater, denn also war es wohlgefällig vor Dir.

Die Thatsache, daß Lukas die Veranlassung des Preisgebets aufbewahrt hat, gehört zu den vielen Perlen seiner Ueberlieferung von Jesus. Erst hierdurch wird uns dies Gebet recht verständlich. Es ist ein Jubelruf, ein Aufjauchzen, ein Frohlocken. Jesus steht auf einem Tabor seines innern Lebens: seinen Jüngern, diesen Unmündigen und Verachteten, diesen Kleinen und Ungelehrten, ist so Großes, so unsagbar Gewaltiges verliehen! Kein Verstand der Weisen und Klugen besitzt, was sie besitzen, was ihnen geoffenbart ist. Selig sind sie, diese geistlich Armen, denn ihrer ist das Himmelreich. Aber das ist nicht *sein* Triumph, das hat der Vater gethan; ja des Vaters Wohlgefallen ist es gewesen. Der Herr Himmels und der Erde hat sich herabgelassen zu den Unmündigen. Das ist die Gewißheit, die die Brust Jesu durchströmt und ihm den Jubelruf auf die Lippen legt. Der Sohn steht vor dem Vater, der Demütige vor dem Herrn, unaussprechlicher Freude voll, die ganze Seele ein Dankopfer dem lebendigen Gott.

Das Gebet von Gethsemane führt uns von dieser Höhe hinab in die dunkelsten Tiefen. Markus[5]) hat es wohl am treusten überliefert:

> Abba (mein Vater), Alles ist Dir möglich. Laß diesen Kelch an mir vorüber. Doch nicht was ich will, sondern was Du willst.

Dreimal hat Jesus so gebetet; in welcher innern Verfassung, hat er den Jüngern selbst gesagt:

> Tief betrübt ist meine Seele, bis zum Tode.[6])

Der Evangelist[7]) erzählt entsprechend, Jesus habe begonnen zu zittern und zu zagen. Lukas[8]) berichtet, sein Schweiß sei gewesen wie Blutstropfen, und ein altchristlicher Passionsschriftsteller[9]) ist tief ergriffen von dem lauten Aufschreien und den Thränen des Beters. Jesus sieht sich in den Händen seiner Todfeinde, er ahnt sein Martyrium, er ahnt das Furchtbarste: da erbebt seine Seele in echter, von stoischer Unnatur nicht vergewaltigter Empfindung. Mit dem ganzen Todesgrauen des gesunden Menschen sinkt er in die Kniee vor dem Vater, und ein Hilferuf steigt empor, einmal, und noch einmal und ein drittes Mal, so inbrünstig und zugleich so demütig, wie ihn die Götter des Oedipus und der Gott Hiobs nicht vernommen haben, zugleich ein Ringen und ein Sichfügen. Keine Spur von Gebetstrotz oder Gebetsegoismus! Das Ich wird unter das Du gestellt:

> Doch nicht was ich will, sondern was Du willst. —

[1]) Mark. 8, 29 und 33. — [2]) Mark. 8, 33. — [3]) Luk. 10, 20. — [4]) Luk. 10, 21. Das Gebet steht ebenso Matth. 11, 25 und 26. — [5]) Mark. 14, 36. — [6]) Mark. 14, 34. — [7]) Mark. 14, 33. — [8]) Luk. 22, 44. — [9]) Hebr. 5, 7.

Von kaum zu ermessender Wichtigkeit sind die drei Gebetsworte des Gekreuzigten auf Golgatha, eine Fürbitte, ein Notschrei und ein Seufzer des Vollendeten.

Während der Kreuzigung oder bald nach ihrem Vollzug hat Jesus gebetet:

Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.[1]

Diese That der Fürbitte zeigt, daß Jesu Gebot der Feindesliebe und der Fürbitte für die Feinde[2] zu den Worten gehört, die von seiner Persönlichkeit nicht losgelöst werden können, ohne daß man ihnen das Beste nimmt. Es ist unkritisch, an der Echtheit des Gebets am Kreuze deshalb zu zweifeln, weil es Jesu als Illustration zu jenem Gebot in den Mund gelegt sein könnte. Als wäre es ein Kinderspiel, ein solches Gebot auszusprechen, und als könnte Jesus das Gebot der Fürbitte für die Feinde aussprechen, ohne selbst die Fürbitte zu üben. Die Fürbitte am Kreuz ist nur ein Fall unter vielen; wir dürfen vermuten, daß Jesus in seinen nächtlichen Gebeten sich nicht selten mit denen beschäftigt hat, denen die prophetische Entrüstung des Tages gegolten hatte. Das Gebot ist nicht die Voraussetzung dieser Fürbitten, sondern ihre Frucht. An der guten Ueberlieferung des Lukas zu zweifeln liegt kein zureichender Grund vor. Welche Tiefblicke in die Seele Jesu gestattet uns dieses Gebet für die Mörder! Was traut der gekreuzigte Sohn Israels seinem Gott zu! Wo ist der Gott der Rachepsalmen? Wo ist der Gott der makkabäischen Märthyrer, deren Kraft Beides war, der Glaube und der Haß?

Noch weniger kann der erschütternde Notschrei des Gekreuzigten in seiner Echtheit bezweifelt werden. Er paßt so gar nicht zu einer dogmatisch irgendwie entfalteten Vorstellung von Jesus. Was sollte also der Grund gewesen sein, ihn Jesu in den Mund zu legen? Er paßt nur an das wirkliche Kreuz. „Mit lauter Stimme" ist er von dem Sterbenden ausgestoßen, und durch achtzehn Jahrhunderte klingt sein ursprünglich aramäischer Wortlaut:

Eli, Eli, lema sebachthani?[3]

das ist verdolmetscht: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? — ein Wort, von Jesus nicht erfunden, und doch ganz sein Eigentum, erkauft mit seinem Herzblute. So hatte vor Zeiten aus tiefer Not eine Menschenseele nach dem lebendigen Gott gedürstet, im zweiundzwanzigsten Psalm. Jetzt legt sich dieses Wort auf die verschmachtenden Lippen Jesu. Unter die gewöhnlichen Gebetskategorien kann es nicht gebracht werden; es ist nicht einmal Bitte, es ist das Seufzen eines Gemarterten, und doch ein Gebet so echt, wie nur irgend ein andres. Dieses Gebet mit seiner ganzen elementaren Wucht wirkt mehr, als hundert behagliche Thesen wider die Vernünftigkeit des Betens. Dieses Gebet lehrt beten, und es lehrt Jeden, dem der Glaube eine sichere, durch Nichts beunruhigte Erbweisheit ist, daß der Verkehr mit Gott einen Kampf um Gott bedeutet, ein Ringen der Gottesnähe mit der Gottverlassenheit.

Jesus ist Sieger geblieben. Sein Siegesruf, wieder „mit lauter Stimme" ausgestoßen, ist das Gebet:

Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.[4]

Auch dieses Wort des Sterbenden ist ein altes Gebetswort; es stammt mit Ausnahme des ersten Wortes aus dem einunddreißigsten Psalm. Aber es ist wieder das persönlichste Eigentum des Beters am Kreuz: Jesus hat zu dem Psalmwort ein einziges Wörtchen hinzugefügt, jenes Wörtchen, das nur dann verstanden wird in seinem ganzen Reichtum, wenn es als Gebetswort begriffen ist, das Wörtchen „Vater." Abba, mit diesem Laut auf den Lippen hat Jesus seinen Geist ausgehaucht.

5

Wie von Angesicht zu Angesicht konnten wir den Beter in seinen eignen Gebeten sehen. In den Worten an die Jünger,

[1]) Luk. 23, 34. — [2]) Luk. 6, 28; vgl. Matth. 5, 44. — [3]) Mark. 15, 34; Matth. 27, 46. In der Lutherbibel wie schon in einigen Handschriften steht das Wort nicht aramäisch, sondern hebräisch, was aber nicht ursprünglich ist. Zweifelhaft ist nur, ob Jesus „Eli, Eli" oder „Eloi, Eloi" gesagt hat. Der Sachverständige Dalman (Die Worte Jesu, I, Leipzig, 1898, S. 43) hält „Eli, Eli" für ursprünglich. — [4]) Luk. 23, 46.

die vom Beten handeln, sehen wir ihn noch einmal wie im Spiegel. Wir beobachteten schon, daß das Gebot der Fürbitte für die Feinde den Inhalt seiner eignen Fürbitte andeutete. Ebenso ist es wohl auch mit der Mahnung zum Gebet um Arbeiter für Gottes Ernte.[1] Vor allem aber sehen wir den Beter Jesus im Vaterunser. Zwar es ist ein Gebet für die Jünger, aber Jesus hat auch hier sein Bestes gegeben, die reifen Früchte seiner eignen Gebetserfahrung. Es ist eine üble Auslegung, wenn man dem „Gebete des Herrn" den persönlichen Zusammenhang mit dem Herrn nimmt, wie es auch eine dogmatische Künstelei ist, zwischen dem „mein Vater" und dem „euer Vater" in den Worten Jesu einen tiefen Graben zu ziehen. Das Vaterunser ist von Jesus nicht gegeben als erste Grundlage einer unpersönlichen Liturgie für einen neuen Kultus; vielmehr hat Jesus als Beter die Seinen durch dieses Paradigma beten gelehrt. Wir erhalten durch dieses Gebet einen Begriff von dem schlichten Ernst und der demütigen Kraft seines eignen Betens.

Auch wo Jesus Kritik übt an der Gebetspraxis der Scheinheiligen und der Heiden,[2] eröffnet er Ausblicke auf die Art seines eignen Betens. An den Ecken der Straßen beten die Heuchler; er betet im „Kämmerlein." Wortreiche Liturgien plappern die Heiden und die Pharisäer;[3] seine Gebete sind knapp, denn der Sohn betet zum Vater, und der Vater weiß, was sein Kind bedarf, ehe es bittet.

Dieser letzte Gedanke ist höchst eigenartig und höchst bedeutsam: Gott bedarf nicht unsrer Gebete. Das ist eine Warnung nicht vor dem Bittgebet, aber vor dem unkindlichen, trotzigen Bittgebet, vor dem Bittgebet, das als zwingender Zauber gedacht ist. Wie energisch Jesus das echte Bittgebet geübt hat, bedarf nicht eines langen Nachweises: aus den Geheimnissen seines eignen Bittens und Flehens heraus sind jene wunderbaren Gleichnisse von dem bittenden Freunde,[4] von dem bittenden Kinde[5] und von der bittenden Witwe[6] gesprochen worden.

Durch keinen Schatten doktrinärer Reflexion ist die Unbefangenheit seines Bittens gestört worden. Berge versetzender Glaube hat ihn bitten lassen; darum kann er bezeugen:

Habet Glauben an Gott. Wahrlich ich sage euch, wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich und wirf dich ins Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß geschehen werde, was er sagt, dem wird es werden. Darum sage ich euch, Alles, worum ihr betet und bittet, glaubt nur, daß ihr es empfangen werdet, so wird es euch werden.[7]

Das ist eines der echtesten Worte Jesu;[8] es bezeugt in großartiger Paradoxie die über alles Verstehen wirksame Macht des Gebets. Ebenso das verwandte Wort:

Wenn ihr Glauben habt [auch nur so gering] wie ein Senfkorn, dann dürft ihr zu diesem Maulbeerfeigenbaum sprechen: Entwurzele dich und verpflanze dich ins Meer, und er wird euch gehorchen.[9]

Man darf da Nichts abschwächen, wenn auch die Paradoxie in der Form des Wortes nicht plump materialisirt werden darf. Der gläubige Beter hat Wunderkräfte, das will Jesus sagen, und daß er damit nichts Andres behauptet, als sein eignes Gebetserlebnis, läßt sich aus der offenbar vorzüglich überlieferten Erzählung von der Heilung des Taubstummen[10] vermuten: dem machtvollen Hephatha geht ein Blick gen Himmel und ein Gebetsseufzer voraus.

6

Im Gebet verkehrt Jesus mit seinem Gott. Das Kind spricht mit dem Vater. Sein Beten kann beides sein, ein stilles Flehen oder ein heißes Ringen, ein Jubelruf oder ein Notschrei. Bald ist der Himmel offen über dem Beter, bald scheint sich finsteres Gewölk zwischen den Sohn und den Vater zu drängen. Aber der Vater erhört jedes Gebet, denn der Beter will mit

[1]) Matth. 9, 35—38. — [2]) Matth. 6, 5 ff. — [3]) Matth. 23, 14. — [4]) Luk. 11, 5—8. — [5]) Luk. 11, 11—13. Vergl. Matth. 7, 9—11. — [6]) Luk. 18, 1—8. — [7]) Mark. 11, 22—24. Vergl. Matth. 17, 20. — [8]) Auch Paulus spielt darauf an, 1. Kor. 13, 2. — [9]) Luk. 17, 6. Auf dieses Wort spielt Jesus vielleicht auch Matth. 21, 21 an. Matthäus bezieht es freilich auf die vorausgegangne Erzählung vom verdorrten Feigenbaum. — [10]) Mark. 7, 34. Vergl. auch Mark. 6, 41 und 9, 29 und Matth. 26, 53.

all seinem Ringen nichts ertrotzen. Des Vaters Wille soll geschehen. Und wenn der Beter auch mit seinem gläubigen Gebete Alles erreichen könnte, er bittet in der Passion deshalb doch nicht um die zwölf Legionen Engel. Er bittet zwar um ein Vorübergehen des Kelches, aber er annullirt diese Bitte: Nicht was ich will, sondern was Du willst! Das eigne Selbst tritt zurück in den Bitten: für Gottes Ernte und für Gottes Reich betet Jesus, für den gefährdeten Jünger, für den taubstummen geringen Bruder. Und die Begnadigung der Unmündigen läßt ihn aufjauchzen in frohlockenden Dankesworten. Eine heilige Sache ist ihm das Beten, so heilig, daß die Welt nicht Zeugin sein darf, und so ernst, daß jedes Zuviel vom Übel ist. Etwas Selbstverständliches ist das Gebet, und doch keine für Gott notwendige Leistung; etwas wunderbar Gewaltiges, und doch kein Zaubermittel.

Die Frage: Wie stand Jesus zu seinem Gott? ist zum guten Teil eins mit der Frage: Wie hat Jesus gebetet? Vater und Herr, so hat jener Lobpreis Jesu den Ewigen genannt; das ist bei ihm mehr als eine überlieferte Formel: es ist das Bekenntnis seines eigensten Gotteserlebnisses. Alles, was uns von seinen Gottesgedanken überliefert ist, das ganze Evangelium weist zurück auf dieses letzte Erlebnis. Im Erlebnis Gottes als des Vaters erfährt Jesus die Barmherzigkeit und Freundlichkeit, den ganzen Trost des lebendigen Gottes; im Erlebnis Gottes als des Herrn erfährt er die Majestät und Heiligkeit, den ganzen Ernst des lebendigen Gottes. Auf dem Antlitz des Beters Jesus ruht der deutliche Abglanz dieses seines Gottes.

Adolf Deißmann

Lukas Cranach und seine Stellung zur Reformation

Als Albrecht Dürer im Mai 1521 auf der niederländischen Reise hörte, daß Luther bei Waltershausen gefangen und umgebracht worden sei, da schreibt er eine heiße, inbrünstige Klage in sein Tagebuch, die mit den Worten schließt: „O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar fürtragen?“ Und als er fünf Jahre später dem Magistrat von Nürnberg seine beiden großen Apostеltafeln verehrte, da bezeugte er dieselbe kräftig evangelische Gesinnung, daß man „das Wort stahn lassen“ solle, durch die unmißverständlichen Unterschriften. Auch ohne solche schriftlichen Dokumente würden Dürers Bilder, Blätter, Stöcke und Stiche genügend dafür zeugen, daß in seinem Innern der gleiche gesunde deutsche tiefinnerliche Sinn lebendig war, der all die großen Männer jener wundervollen Zeit so innig mit einander verband. Solche Freundschaft Dürers für das „wahre Evangelio“ ist um so höher anzuschlagen, als ein Mann, der in jener Zeit „Fratzen abkonterfeite,“ Gefahr lief, nicht nur alle seine Bilder, sondern Leben und Leib zu verlieren, weil kurzsichtige Fanatiker so am ehesten die reine Lehre zu wahren glaubten.

Ist Lukas Cranach, der das Glück hatte, die ganze Zeit über, die Luther in Wittenberg zubrachte, also von 1508 bis 1546, sein Mitbürger sein zu dürfen, der als Bürgermeister und Ratsmitglied mehr als einmal Luthers Schicksal mit zu bestimmen hatte, der vor allem der klassische Lutherporträtist wurde, so wie heute Lenbach der Bismarcks oder wie einst Velasquez der Philipps IV. — ist dieser Lukas Cranach auch mit seinem Herzen ein intimer Genosse des Wittenberger Kreises gewesen, oder hat er die Massenfabrikation seiner Dr. Martinusporträts aus anderm Grunde betrieben? Zur engern Tafelrunde Luthers gehörte er jedenfalls nicht; in den Tischreden kommt er meines Wissens nicht vor. Ich überlasse es den Kirchenhistorikern, die schriftlichen Dokumente über das Verhältnis Luthers zu Cranach zusammenzustellen — mir ist nur der Brief Luthers an Cranach nach dem Reichstag zu Worms bekannt; meine Aufgabe soll es sein, die verschwiegnen Bilder Cranachs zu einem Geständnis über diesen Punkt zu zwingen. Die Freunde wissen, daß die Cranachausstellung in Dresden eine Menge kunstgeschichtlicher Fragen über diese rätselhafte Proteusnatur neu aufgerollt hat; kann sie nicht auch nach der kulturgeschichtlichen und psychologischen Seite und zwar in der Frage Auskunft geben, wie weit

Cranach von Luthers Auge innerlich getroffen wurde? Lenbach ist aus einem Maler ein intimer Freund Bismarcks geworden. Sollte es bei Cranach nicht ähnlich sein?

Cranach kommt 1505 etwa nach Wittenberg, als sächsischer Hofmaler Friedrichs des Weisen. Schon 1508 wird er durch einen Waffenbrief ausgezeichnet und im selben Jahre nach den Niederlanden gesandt, um dort „das junge Blut,“ den erst achtjährigen Sohn Maximilians, den spätern Kaiser Karl V. zu malen. Die Sonne der Hofgunst bestrahlt ihn also schon damals reichlich. Die Bilder dieser frühern Zeit halten sich durchaus in dem Rahmen der damals üblichen, also kirchlich-religiösen Stoffe; die Madonnenbilder, Heiligenszenen, Legenden und Allegorien überwiegen. Daneben treten dann die kindlich naiven Mythologien auf, in denen antikische Art mit deutschem Brauch recht possirlich versetzt ist. Das früheste Bild, das wir von Cranach kennen, ist leider sein bestes geblieben. Es ist die berühmte „Ruhe auf der Flucht“ bei Herrmann Levi in München. In dem Waldidyll und Familienglück dieses Gemäldes sind Töne von so schlichtem, innigem Empfinden angeschlagen, daß man das Herz eines solchen Malers unmittelbar für Luthers Botschaft vorbereitet glaubt.

Von 1520 und 1521 stammen die beiden frühesten Kupferstiche, die Luthers Porträt wiedergeben (Bartsch 5 und 6); ohne Datum, aber wohl auch in die frühen zwanziger Jahre zu rücken ist der Holzschnitt Luther als Junker Georg (Lippmann 54).*) Das früheste Bild, das in Dresden zu sehen war, war das von der Wittenberger Lutherhalle entliehene von 1525, das allen Lutherfreunden längst bekannt und teuer ist. Wenn diese Stiche, Schnitte und Bilder nicht nur auf eine persönliche Beziehung zwischen Maler und Modell hinzuweisen, sondern auch ein Interesse Cranachs für Luthers Werk vorauszusetzen scheinen, so steht dem eine durch mehr als genug Bilder bezeugte Thatsache entgegen: die eifrigen Dienste, die Cranach dem Kardinal Albrecht von Brandenburg, Luthers entschiedenstem Gegner, leistete, dem kaufkräftigsten und kunstliebendsten Mäcen, den man damals in Deutschland finden konnte. Cranach kann sich gar nicht genug thun, ihn immer wieder zu malen. Bald sitzt er als heiliger Hieronymus im Gemach, in der Anordnung, die durch Dürers Stich „Sankt Hieronymus im Gehäus“ so populär geworden ist; bald kniet er als Beter unter dem Kreuz; bald wieder blicken die feinen, vornehmen Züge aus dem reinen Porträt heraus. Aber der Kardinal läßt nicht nur sich selbst malen, sondern auch für sich. Der große Altar der Hallenser Marktkirche, der auf des Kardinals Auftrag hin 1529 gemalt wurde, stammt im Entwurf wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach von Cranach selber. Ist es wahrscheinlich, daß der Kardinal, der von Luthers Bewegung am ehesten und mit am empfindlichsten berührt wurde, eine Hauptstiftung einem Freunde der Lutherschen Sache übertragen hätte? Doch gewiß nicht!

Das Bild Luthers, das ich oben erwähnte, ist in dem Jahre gemalt, als Luther heiratete. Vielleicht gehört es in die Reihe all der Porträts, in denen junges Eheglück festgehalten werden sollte. Aus dem folgenden Jahre stammt dann ein Doppelporträt von ihm und Katharina, das das Vorbild zu unzähligen Wiederholungen abgegeben hat. Ich nenne die Exemplare in Schwerin, auf der Bibliothek in Wolfenbüttel, in Darmstadt, bei Herrn Arnemann in Hamburg, in Gotha und bei Professor Nikolaus Müller in Berlin. Das letztere von 1529 trägt die Umschriften: in silenzio et spe erit fortitudo nostra und: salvabitur per filiorum generacionem. Es ist ja nur zu verständlich, daß die fernen Anhänger Luthers seine Gesichtszüge wenigstens im Bilde zu schauen wünschten; auch heute bringt es die Menschen manchmal zur Verzweiflung, wenn Naumann sich absolut nicht photographiren lassen will. Und es ist vielleicht nicht sehr vornehm, aber doch verständlich, wenn Cranach solche Massenbestellungen, namentlich für Leute, denen es mehr auf die Sache als auf die Form ankam, etwas handfertig hinschmierte. War er doch der einzige Bilderlieferant in jener Gegend weit und breit, der keine Konkurrenz zu scheuen

---

*) Nach diesem Holzschnitt erst ist das Bild auf der Leipziger Stadtbibliothek gemalt.

hatte. Aber es scheint wirklich mit der Zeit aus dieser Unart Methode geworden zu sein. Nur so kann man sich die öde Marktware erklären, mit der Cranach damals das deutsche Volk beglückt hat, und zwar so gründlich, daß wir noch heute Mühe haben, von den öden Schmierereien solcher Dutzendfabrikation zu den charaktervollen, individuellen und höchst anziehenden Darstellungen der ersten Jahre zurückzuflüchten. Die Luthersche Bewegung bedeutete für die Starken einen Aufschwung, für die Schwachen den Untergang. Für Lukas Cranach ist sie verhängnisvoll geworden dadurch, daß sie seine Geschäftsgier reizte. Cranach hätte seine Liebe zu Luther und dem Evangelium vor allem durch Eines erweisen sollen: er mußte den Reformator, dessen bildliches Gedächtnis in seine Hände gelegt war, so gut malen, als er nur irgend konnte. Denn es war die vornehmste Aufgabe, die die Kunst damals zu vergeben hatte, und man wird es ewig beklagen müssen, daß sie Dürer nie angeboten worden ist. Lukas Cranach wurde von Jahr zu Jahr mehr Kaufmann als Maler. Warum eigentlich? Seine Apotheke und Druckerei hätten die siebenköpfige Familie leicht ernähren können, die bittere Not entschuldigt es nicht. So bleibt nur das Bekenntnis, daß er faul war und jede Gelegenheit vorteilhaft ausschlachtete. Er hat nicht einmal so viel Korpsgeist besessen, dem erbittertsten Gegner der Reformation, Georg von Sachsen, das Porträt abzuschlagen.

Immerhin sind wir auf diesen unsichern Kantonisten angewiesen, wenn wir noch einige für Luthers Familie und Bewegung wichtige Bilderdokumente haben möchten. 1527 hat er den Vater und die Mutter Luthers gemalt (beide Bilder jetzt in der Wartburg). Dem erstern Bild ist später die Aufschrift hinzugefügt: Anno 1530 am 29 Juny ist Hans Luther D Martinus Vater inn Gott verschieden; dem zweiten eine ähnliche mit dem Datum 1531, 30 Juny. An Stelle der Doppelbilder Luther-Katharina treten später die Diptychen: Luther-Melanchthon, die wohl für Fernerstehende bestimmt waren. Ein Porträt Bugenhagens stammt aus dem Jahre 1537. Inhaltlich interessant, weil im deutlichen Anschluß an die spezifisch reformatorischen Heilsgedanken, sind die Allegorien „Sündenfall und Erlösung," von denen sich eine in Gotha, eine im Germanischen Museum, eine dritte in Schneeberg im Erzgebirge befindet. Ich beschreibe die aus Gotha: Links stehen Moses und die Propheten am dürren Baum. Tod und Teufel treiben den Menschen in die Hölle. Im Hintergrund Adam und Eva unter dem Baum der Erkenntnis; daneben die Erhöhung der ehernen Schlange in der Wüste; am Himmel Christus auf der Weltkugel. Rechts steht neben dem grünenden Baum ein nackter Mensch, den der Täufer auf den Gekreuzigten hinweist. Im Blutstrahl des Heilands die Taube. Unter dem Kreuz links das Lamm mit der Kreuzfahne über dem Drachen, rechts Christus als Auferstandner über dem Grabe schwebend. Im Hintergrunde die Verkündigung an die Hirten (vergl. Katalog der Cranachausstellung S. 42). Die Soteriologie dieser Komposition ist ja deutlich und trocken genug. Der Künstler kommt nicht über eine Addition wichtiger Heilsfakta heraus. Und zwar gelingt das nicht nur nicht das erstemal im Jahre 1529; 1537 wird das Bild ganz fröhlich ebenso wiederholt (heute in der katholischen [!] Kirche in Königsberg in Preußen). Auch das große Altarbild der Stadtkirche in Weimar, das aus den letzten Jahren des Künstlers stammt, kommt über den Katalogcharakter nicht heraus.

All solche Schwächen wären schmerzlich, aber nicht tragisch, wenn Cranach es nicht besser gekonnt hätte. Aber das Schlimme ist, daß er in seiner Jugend und — im spätern Alter wundervolle Sachen gemalt hat. Die frühen Madonnen in Wörlitz, Innsbruck, Glogau, seine Quellnymphe bei Schubart in München beweisen das für die Frühzeit; und das ganz herrliche Selbstporträt des greisen Meisters aus den Uffizien von 1550 bringt denselben Beweis für die späte Zeit. Nur die Photographie war in Dresden zu sehen; aber auch diese zog alle Blicke auf sich, nicht nur wegen der Schönheit, sondern wegen der schweren Anklage, die der Künstler darin so unfreiwillig sich niedergepinselt hat.

Bilder sind deshalb noch nicht fromm, weil die Jungfrau Maria auf ihnen vorkommt; Cranach ist deshalb noch nicht der Maler der Reformation, weil er Luther so und so oft porträtirt hat. Dieser Ehrenplatz gebührt nicht ihm, sondern dem nicht der Welt, sondern der Kunst und Gott dienenden schlichten Riesenkerl in Nürnberg, der seine trocknen Reisenotizen auf der niederländischen Fahrt, bei denen es sich zumeist um „zwo Weißpfennige" handelt, das eine Mal unterbricht, um seine helle Angst kundzuthun: „Lebt er noch, oder haben sie ihn gemordet, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und weil er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebt wider Christi Freilassung, mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetze. . . . O ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen neuen erleuchteten Mann sende."

Paul Schubring

Jeremias Gotthelf

2. Gotthelfs Volksschriften

Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters," das erste von Gotthelfs Hauptwerken, schildern Verhältnisse, die freilich jetzt nicht mehr zutreffen. Weder die ökonomische Lage noch der Bildungsstand der Lehrer lassen sich mit damals vergleichen. Gerade darum ist zu hoffen, daß die in dem Buch enthaltnen bittern Pillen nach Ueberwindung der Krankheit, gegen die sie Dienste leisten sollten, Niemand mehr ärgern oder wehthun.

Ein armer gedrückter und von Kind auf geplagter Webersohn wird wegen seiner Anstelligkeit der Gehilfe des alten Dorfschullehrers und bringt es so selber zum Lehrer. Recht aus dem Leben heraus schildert dieser gutmütige, aber der Leitung bedürftige Mann seine Not und Bedrängnis in Haus und Amt, unter reichen, aber zähen Bauern, die der Pfarrer erst dadurch zum Bau eines Schulhauses statt des alten baufälligen Loches bringt, daß er im Gemeinderat sagt, er wisse wohl, sie seien zu arm für einen Neubau; ihnen könne man ja nicht zumuten, was die Nachbargemeinde gethan habe. Jetzt wird natürlich, ihm zum Trotz, ein Schulhaus gebaut — noch einen Schuh länger als bei den Lättikofern. Der Lehrer bekommt über dem Schulzimmer drei Stuben; „da werde es ihm dann Nichts ausmachen, in die eine Stube hie und da eine Familie aufzunehmen, die ihnen auf der Bettelfuhr zugeschoben werde." Den Bauplan bekommt der Pfarrer nicht zu sehen; „der gebe ja Nichts dazu und wär imstande, es ihnen expreß zu verpfuschen; und was so einer vom Bauen verstehe, der sein Lebtag nicht einmal einen Saustall zuweg bringe."

Die prächtigste Figur in diesem Buche ist Mädi, die Frau des Lehrers; wie er ein armes Dorfkind, aber eine der lieblichsten und rührendsten, dabei innerlich stärksten und verständigsten Frauengestalten, voll gesunder Naturwahrheit, ob wir sie beim Sterben eines Kindes den heißen Kampf des Gottvertrauens durchringen sehen, oder ob sie in unermüdeter Liebe auch noch den alten Vater und die bösartige Schwiegermutter hegt und verpflegt; ob sie alle Entbehrungen des ärmlichen Haushalts mit fröhlicher Heiterkeit würzt, oder ob sie in heldenhaftem Kampf auch gegen Menschen ihren ängstlichen, kurzsichtigen Mann stärkt.

„Käthi, die Großmutter," ein Buch, in dem „zwei Hühner, ein schwarzes und ein weißes, ein fünfjähriger Enkel, eine siebzigjährige Großmutter und ein kleiner Kartoffelacker" die ganze Staffage bilden, zeigt uns die ehrliche, gottvertrauende Armut aus dem täglichen Kampf mit Mangel und Widerwärtigkeit siegreich hervorgehend. Von greifbarem Realismus ist die Schilderung eines Hagelwetters am Anfang und einer Ueberschwemmung der Emme gegen Ende des Buchs. Ich wüßte keine Geschichte, die so wie diese betagte und einsame Arme mit ihrem Geschick aussöhnen, ihrem düstern Lebensabend einen warmen Sonnenstreifen, ihrer unthätigen Langeweile einen frischen Schwung nützlicher Arbeit geben könnte.

Wohl die bekanntesten von Gotthelfs Werken sind „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter." Im erstern, worin ein leichtsinniges Knechtlein durch die väterliche Fürsorge seines Bauern

zu einem tüchtigen Landwirt und zu einem brauchbaren Menschen erzogen wird, erscheinen neben andern wohlgelungnen Gestalten die beiden Schwägerinnen Elisi und Trinette, köstliche Exemplare von Welschlandstöchtern, d. h. von reichen Bauerntöchtern, die in der französischen Schweiz ihre völlige Unbildung mit einem Schein von weltmäßigem Schliff und pfauenartiger Eitelkeit übermalt haben und dabei von Gift und Galle gegen einander fast platzen; oder das Seitenstück zu ihnen, die beiden Hausmägde, die den saubern und sparsamen Uli so gern zum Mann gewinnen möchten. Ländliche Feste, wie die Sichelhenke, d. h. das Erntefest, Volksbelustigungen, wie das Hornissen, nach der schönen wie nach der häßlichen Seite, versteht Gotthelf meisterhaft zu schildern.

Auch hier ist die herrlichste Gestalt eine weibliche: Vreneli, die elternlose, von ihrem mißtrauischen, hartherzigen alten Bauernvetter wie die niederste Magd gehalten und hernach Ulis treffliche Frau. Sie hat namentlich gegenüber von allerlei Mannsbildern Etwas von dem herben, kecken Kampfesmut in Wort und That, der vom Kraftgefühl eignen Wertes zeugt. Wie sie z. B. dem mit Elisi verheirateten Baumwollenhändler, der ihr nachstellt, das buchene Holzscheit mitten ins Gesicht wirft, und als er ihr mit dem Gericht droht, wie eine flammende Kriegsgöttin ihm zuruft:

Es wäre böse, wenn ein Mädchen sich seiner Ehre nicht mehr erwehren dürfte, so stark es kann, und wenn es einem den Kopf abschlüge und nicht nur die Zähne in den Hals. Meinethalben kann der Richter sagen, was er will. Wenn er ein Bock ist wie du und dir recht giebt, so mach ichs ihm wie dir. Wenn das Gesetz für die Buben und Diebe und Händler und Richter da ist, so schlägt man euch das Gesetz um die Köpfe, bis ihr gesetzlich zufriedengestellt seid. Ich bin nur ein Mädchen, aber es nimmt mich Wunder, ob ich so das Gesetz nicht noch viel kräftiger anwenden könnte, als so ein abgejagtes Böcklein wie du bist und mancher Andre.

Noch einmal beweist sie ihre herbe, stolze Zurückhaltung, als sie den Gang mit Uli ins Pfarrhaus, die Hochzeit anzugeben, immer wieder hinausschiebt und schließlich die dunkle Abendstunde eines so bösen Wintertags zu dem weiten Gang wählt, daß vor Sturm und Schnee der Weg kaum zu finden ist, und man zum Atemholen jedesmal sich umdrehen muß, für welchen Eigensinn ihr der alte würdige Pfarrer aber tüchtig die Leviten liest:

Wie, wenn man dann am Ende von dem gemeinsamen Lebensgang ist und gehen Einem die Augen auf, und man sieht, daß man selber das Unwetter war, das einem Gatten die ganze Lebenszeit verfinstert hat, daß er unsertwegen einen so schweren Gang hatte, während er bei etwas weniger Eigensinn oder Wunderlichkeit einen recht schönen, heitern hätte haben können. Denk, Vreneli, was muß man sich da für ein Gewissen machen!

Als das gelungenste von allen Werken Gotthelfs erscheint mir Anne Bäbi, genauer: „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet, und wie es ihm mit dem Doktern geht." Dieser lebenswahren, gemütstiefen und humorvollen Erzählung wird es Niemand anmerken, daß sie im Auftrag der Berner Medizinalbehörde geschrieben wurde, um dem Unwesen der Kurpfuscherei entgegenzutreten. Im ersten Bande dieser Geschichte hat Anne Bäbi im Bunde mit der alten Magd Mädi ihren Jakobli, ihr einziges Schoßkind, fast zu Tode gedoktert, bis ihr eine Kartenschlägerin den Rat giebt, „s Wybe" (das Heiraten) werde die rechte Kur für ihn sein. Sie leitet nun eine Verlobung ein mit einer so ungeschlachten Bauerntochter, daß Jakobli wieder nahezu daran stirbt; und doch hat Anne Bäbi so prächtig gewählt: „e selligs bravs Mönsch, man könnts am schwersten Güterwagen an der Deichsel brauchen." Jetzt bildet sich die doppelt so alte Magd Mädi ein, sie wäre die Rechte für ihn, bis er ein armes „Bettelmeitschi," das wunderfeine, engelgleiche Mayeli glücklich heimführt.

Ob wir hier bei einzelnen Szenen verweilen, wie bei der köstlich geschilderten Fahrt auf den Markt nach Solothurn; bei den verschiednen Gytterlisdoktoren, die ihre Purganzen und Laxanzen rücksichtslos wirken lassen; bei der Brautschau, die mit einem schweren Handgemenge zwischen der Magd Mädi und der elefantenmäßigen Bauerntochter Lisi endet — oder ob wir die feingezeichneten Charaktere ins Auge fassen: den ruhigen, wortkargen Vater Hansli, schwer von Entschluß und noch langsamer zum Reden, mit dem Grundsatz: man komme am besten durch, wenn man das Weibervolk seinen Willen durchsetzen lasse und sich seinem Gestürm durch die Flucht entziehe, bis das Wetter vorüber sei; die im Grunde gutmütige, aber beschränkte Anne Bäbi, die Alles nach ihrem Kopfe einrichten will und dabei immer das Verkehrteste beginnt; den ängstlichen, weltfernen und menschenscheuen Jakobli, dem erst in Mayeli die Sonne der Lebensfreude aufgeht; die resolute Wirtstochter Röseli, rasch von That und scharf im Wort, aber immer zu rechter Zeit und am rechten Ort: ich glaube, daß Niemand dieses Buch ohne steigenden Genuß und reichen Gewinn lesen wird.

Da lernen wir das Landvolk in den geheimsten Kammern seines Empfindens, in allen guten und schlimmen Seiten seines Treibens kennen:

Hansli Jowäger war ein braver Mann. Er hatte noch Speckseitenkutten, Gilet (Westen), wo die Säcke (Taschen) Deckel hatten. Wenn er zu Markt ging, stellte er den Stock, der ihm fast unters Kinn reichte, weit vorwärts. Seine Speckseitenkutte ließ er wadeln hinter sich, daß es frei einen Luft gab, und das Zötteli an seiner weißen Kappe ließ er auf und nieder gehen, so streng er konnte.

Aber was Gotthelf ein andermal sagt, paßt ja nicht bloß auf das Landvolk:

Das ist eben das große Unglück, daß man meint, unter anderm Tuch seien auch andre Herzen. Darum mißverstehen die verschiednen Stände sich so sehr; darum beleidigen die obern Stände so oft die untern und müssen so schwer oft es büßen. Denn die obern Stände meinen, während sie zart wie Meerschaum seien, an welchem die leichteste Berührung einen Kritz giebt, so seien die untern ungefähr wie ein Hausgang, auf dem man hin und her treten kann mit allerlei Schuhen, ohne daß es ihm viel macht; und weil sie andre Namen hätten, so sei auch andrer Teig an ihnen, und während man den Weckenteig mit Zartheit behandle, könne man den von rauhem Mehl mit Füßen treten, ohne daß man es ihm viel anmerke.

Wenn ich von den obern Ständen rede, meine ich nicht etwa bloß die, welche von Karl dem Großen ihren Adel haben, sondern auch die, welche von der jüngsten Regierung eine Stelle haben. Zwischen beiden ist hauptsächlich der Unterschied, daß man in einer neuen Kutte viel dümmer thut, als in einer angewohnten, und daß man in einer neuen Kutte Jedem mit Donner und Blitz auf den Hals fährt, der einen nur von weitem anrührt, während man in einer alten Kutte gelassen durchs Getümmel geht, weil man aus Erfahrung weiß, daß die Kutte Etwas vertragen kann.

Der zweite Band von Anne Bäbi zeigt hingegen den studierten Aerzten die Grenzen ihres Dürfens und Könnens namentlich gegenüber einer richtigen Seelsorge, zeigt aber zugleich in der übereifrigen und überfrommen Art eines Vikars das Verwerfliche einer geistlichen Kurpfuscherei. Dieser Vikar, an sich ein gutmütiger, schwacher Mensch, aber durch seine neumodisch fromme Richtung in ganz falschen Bahnen, hat schon im ersten Band dem trefflichen Pfarrer und seiner vorzüglichen Pfarrfrau tiefste Verachtung bezeigt. In einem Brief an einen Freund beklagt er sich bitter über die ungeistliche Luft des Pfarrhauses:

Wäre die Gnade Gottes nicht so mächtig in mir, meine Seele schwebte in der größten Gefahr, besonders da die Leute etwas Freundliches, Anziehendes haben, was um so gefährlicher ist.

In einer Nachschrift meldet er seinem Freunde noch:

In meiner Bewerbung um Frida N. ist Gottes Gnade recht ersichtlich mit mir. Ihr Vater sei noch viel reicher als ich anfänglich geglaubt habe.

Besonders steht der Herr Vikar auf dem Kriegsfuß mit der stets kampfbereiten, witzigen Pfarrtochter Sophie, von der er sich einbildet, man wolle ihn für sie einfangen, während diese, an Geist und Gemüt auch eine Perle unter Gotthelfs weiblichen Gestalten, ihm in ihrer sichern, treffenden Art stets das Nötige sagt. Z. B. ist er einmal Sonntags bei Tisch besonders feierlich, weil heut seine Predigt so besucht gewesen sei, wie noch nie; endlich sei sein Wort durchgebrochen, wie bei den Leuten in Ninive des Jonas Predigt. Jetzt habe er durch Gottes Gnade die Kirche voll gepredigt. „Verzeiht, Herr Vikari," sagte Sophie, in deren Mundwinkeln es schon lange geblitzt hatte, „die vielen Leute sind heut dagewesen, um Jakoblis junge Frau zum erstenmale zu sehen; man redet so viel von ihr, und die Hiesigen kennen sie noch nicht." Weil der Vikar noch ein gar schönes Stücklein Wurst auf seinem Teller hatte, aß er das erst vollends kaltblütig; dann aber stand er voll heiligen Zorns auf, warf

einen vernichtenden Blick auf Sophie und schmiß sich schmetternd aus der Thür.

Jakoblis ältestes Büblein ist an Halsbräune gestorben; die alte Großmutter Anne Bäbi ist darüber untröstlich. Der Herr Vikar will sich als Seelsorger zeigen und gedenkt durch Zerknirschung ihre Seele zu retten. Sie aber wird dadurch vollends ganz wirr und begeht zwei Selbstmordversuche; mit Mühe bringen Pfarrer und Arzt sie zurecht. Den Vikar beschleicht ein bängliches Gefühl; er will bei einem Freunde Rat holen. Wie er eben die Stiefel anzieht, bricht ihm ein Knopf an den Hosen, und zwar so, daß er nicht mehr zu gebrauchen ist. Nun lange Erwägungen, was thun! Der guten Frau Pfarrerin kann er doch den Gefallen nicht erweisen, um einen Knopf zu bitten. Er hat noch zwei Paar Hosen im Kasten hängen; aber die einen sind noch neu, die reuen ihn bei dem schlechten Weg. Die andern sind etwas dünn, da könnte er bei der feuchten Luft einen Schnupfen bekommen. Endlich beschließt er im Vorbeigehen beim Dorfschneider den Schaden ausbessern zu lassen. — Das ist ein kleiner, aber treffender Zug für diese Art von Frömmigkeit, die kaltblütig Andre in Schwermut und Selbstmord treibt, aber ängstlich sorgt, daß die eigne Nase keinen Schnupfen, die neuen Hosen keine Flecken bekommen.

Schließlich wirds mit dem Vikar doch noch recht. Sein trefflicher alter Pfarrer schützt ihn bei der Visitation vor einer Klage der Gemeinde. Die war nämlich sehr erbittert über ihn, nicht bloß wegen der Geschichte mit Anne Bäbi. Sondern er war einmal im Herbst übers Feld gegangen und hatte die Leute bei ihrer Arbeit gefragt, ob sie jetzt daran seien, das Korn zu setzen. Wo nun einer aus der Gemeinde auf einen Markt oder sonst hinauskam, fragte man ihn, ob bei ihnen das Korn schon gesetzt sei.

Mayeli, die junge Frau und Mutter, blüht an Jakoblis Seite immer lieblicher empor. Zum Schluß sei ihr freundliches Bild noch vorgeführt:

In diesem Leben war Mayeli dem Sonnenstrahl gleich. Worüber er schwebt, darauf wirft er einen freundlichen Schein; man stößt sich nicht an ihm, er ist Niemand im Weg, aber heitrer wird es in einem selbst, ohne daß man sich dessen bewußt wird im Herzen; man sucht unwillkürlich seine Nähe, setzt sich in seine freundliche Wärme. Wohl hatten die Schwiegermutter und Mädi noch immer Alles an ihr auszusetzen; sie nahmen sich mit ihren bösen Reden auch gar nicht in Acht vor Mayeli; aber diese ward nicht böse darüber; die Worte fanden in ihr Nichts, was sie hätten entzünden können; mit einem freundlichen Wort brach sie ihnen die Spitze ab; sie verloren so alles Gift.

Aber eben darum waren Alle gern um sie, und darum sollte sie auch bei Allen sein; hier rief man sie, dort wollte man sie haben; Alle forderten ihre Teilnahme, legten wie in einem großen Schreine bei ihr Alles nieder, was sie in Lieb und Leid bewegte. Alle waren mit sich beschäftigt und mit ihren Ideen, d. h. was ihnen durch den Kopf ging, und dabei war Mayeli Allen nötig. Aber sie hatten es mit ihr, wie mit der Luft, welche man einatmet und zu allen Dingen braucht, man kann sie nicht entbehren, und doch denkt man nicht an sie. So wars mit Mayeli. Sie bemerkten, wenn sie nicht da war; war sie aber da, so war sie ein Lebenselement, dessen man sich erfreut, ohne sich seiner bewußt zu werden. Sie war Jedem nötig; aber daß sie etwas nötig hätte, daran dachte Niemand. Sie klagte nie; hätte sie ein Wort gesagt, so wäre Alles ihr dienstbar gewesen. Aber wenn sie einmal zur Seltenheit in ihrem Stübchen ausruhen wollte, so war es Jedermann, als müsse er was suchen. Eins ums Andre fragte draußen: Wo ist Mayeli? Und half das Fragen nicht, so kam Eins nach dem Andern an die Thür und fragte, wie ihrs gehe, oder schoß hinein wie im Vergeß und sagte: Bist du da? Hab nur fragen wollen. . . . Ich komme gleich, sagte sie. Nein, bleib nur, halt dich ruhig, hieß es dann, wir könnens allein. War sie aber in fünf Minuten nicht da, so schoß wieder Jemand hinein und sagte: Ich hab gemeint, du kommest nach; nicht daß ich dich pressiren will; aber du solltest sagen, wie man das machen soll. Dann war es natürlich mit der Ruhe vorbei.

Das Gefühl, Allen Alles zu sein, war Mayeli hoch und wert und erhielt ihren frohen Mut. Sie besaß den herrlichen Sinn, der in der Gegenwart immer sich an dem erhebt und stärkt, was unerwartet gut — was besser ist, als man hoffen konnte, so wie es einen andern, umgekehrten Sinn giebt, der in beständigem Jammer schwimmt, daß das Vergangne vergangen, das Gegenwärtige gekommen sei.

Jeremias Gotthelf schreibt Schriftdeutsch; aber im Eifer des Gesprächs fallen seine Personen immer wieder ins Berndütsch, und man hat den vollen Genuß seiner Sachen erst, wenn man sich dazu das ganze Gebaren und die Sprechweise dieser schweizerischen Kernnaturen vergegenwärtigen kann. Immerhin aber wird Jeder, der die sehr billige Hendelsche Bibliothek der

Gesamtlitteratur nicht verschmäht, in deren Ausgabe „für deutsche Leser bearbeitet von Dr. J. Kwest“ die urwüchsige, bergfrische Art des Verfassers kennen und lieben lernen. So, wie man von der modernen Malerei mit all ihren Vorzügen gern auch wieder einmal bei den alten Niederländern und ihren Bauernszenen Einkehr hält. Gustav Gerok

---

Stimmen der Väter

Brenz

Die Brenzfeier des 24. Juni lenkte unsre Blicke auf den so milden und doch festen Mann hin, den die lutherische Kirche Württembergs als ihren Reformator verehrt, den aber auch die Nichtschwaben mit Stolz als einen unsrer bedeutendsten lutherischen Väter betrachten dürfen. Hat doch Brenz, gerade in dem Artikel von der Rechtfertigung, der nach Luthers bekanntem Wort nicht fallen darf, es falle denn Himmel und Erde, und was noch fallen mag, wie kein Andrer das lutherische Erbe gewahrt. Von einer „vorhällischen“ Periode, wie Gmelin (Christliche Welt Nr. 25) sie anzunehmen scheint, wollen wir um so weniger Etwas wissen, als sich in der Relation von Rechtfertigung und Kirche keinesfalls „der von der katholischen Kirche her gewohnt gewordne Begriff von deren Notwendigkeit“ verbirgt. Huldigt doch vielmehr der schwäbische Reformator einem mehr geistigen Begriff von der Kirche, wie ihn heutzutage Sohm in seinem „Kirchenrecht“ geltend gemacht hat. „In welcher Christenheit Er mir und allen Gläubigen alle Sünden täglich und reichlich vergiebt“: diese spezifisch religiös gedachte Gemeinde, nicht aber eine landesherrlich-konsistoriale, oder gar eine dogmatisch-doktrinale Organisation ist es, woran die Teilnahme an dem köstlichsten Kleinod unsrer Kirche geknüpft wird. Denn nicht die mit Wasser, sondern die mit heiligem Geist Getauften, wie Abraham und die andern Frommen, sind es, aus denen ihr rechtfertigender Glaube einen neuen Menschen macht. Dieser ethische Effekt der Rechtfertigung („der Glaub macht einen neuen Menschen aus uns“) ist ein ebenso gemein lutherischer Gedanke, wie die Verbindung der Rechtfertigung mit dem ewigen Leben („Wo aber Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit“), oder die Behandlung der Buße als einer evangelischen Folge des Glaubens („Wieder in die Taufe springen“; „wenn Christus spricht: Thut Buße, so will Er, daß unser ganzes Leben eine stete und unaufhörliche Buße sei“), statt als einer gesetzlichen Vorstufe des Glaubens. Die nachstehenden Auszüge aus den Schriften des Brenz dürften unsre Auffassung am besten rechtfertigen. Constantin von Kügelgen

Woraus ist unser Heil zu folgern? Etwa daraus, daß wir unter Christen leben und von christlichen Eltern gezeugt worden sind? Nein, denn auch inmitten der Christen leben viel schlechte Leute, und manche gottlose Kinder werden frommen Eltern geboren. . . . Auch Abraham war getauft. Getauft waren auch die Propheten; nicht zwar mit dem Wasser dieses Sakraments, sondern mit der Wahrheit desselben, welche ist heiliger Geist. (Brenz, Werke 2, S. 6 und 6, S. 815)

Infolge der Frage „Wie werde ich ein Schäflein Christi, oder wie erkenne ich mich als solches?“ versetzen sich manche Leute in ihren Gedanken in die jenseitige Welt, bis zur ewigen Erwählung Gottes. Haben sie doch gehört, Gott habe von Ewigkeit her Einige zur Seligkeit, Andre zur Verdammnis bestimmt. Da wollen sie denn in diese verborgnen Geheimnisse Gottes mit ihrem natürlichen Verstande eindringen, was eine verabscheuungswürdige Vermessenheit ist. Darum sagt Salomo mit Recht: Wer die Majestät Gottes erforscht, wird von ihr erdrückt. . . . Darum, wenn du dich zum ewigen Heil erwählt und eingeschrieben finden willst, so brauchst du zu diesem Zweck nicht etwa die verborgnen Ratschläge Gottes zu erwägen. Sondern halte dich an das, was göttlich offenbart ist, folge der Stimme Christi, welche ist das Evangelium. (Ebda 6, S. 439)

Wenn die Heilige Schrift sagt: Die Niniviten glaubten an Gott, so bedeutet das nicht, daß sie etwa oberflächlich über Gott nachgedacht oder spekulirt hätten. Sondern es bedeutet, daß sie glaubten Sünder zu sein und daher wert wären nicht

nur der Zerstörung ihrer Stadt, sondern auch der ewigen Verdammnis. Es bedeutet aber auch endlich, daß sie an die Vergebung ihrer Sünden glaubten um Christi willen, dessen Prophet Jonas war. (4, S. 1179)

Wir haben gehört, auf welche Weise die Hure Rahel gerechtfertigt wurde aus dem Glauben, und wie sie aus dem Glauben heraus gute Werke zu thun begann, nämlich, daß sie mit Gefahr ihres eignen Lebens die Kundschafter aufnahm und verbarg. Durch diese Erzählung wird erwiesen, daß zwar der Glaube allein rechtfertigt, daß aber der Glaube nie allein bleibt, sondern daß er gute Werke mit sich bringt. So ist es z. B. auch die Seele allein, die den Körper des Menschen belebt, aber die Seele ist nicht allein da, sondern sie offenbart sich in verschiednen Seelenthätigkeiten. So auch der Glaube, der die Seele des Menschen ist. Wer an Christum glaubt, muß auch mit ihm auferstehen, um in einem neuen Leben zu wandeln. (2, S. 2 bis 4)

Was das Bußethun betrifft, so ist Nichts sichrer und gewisser, als daß dazu der Glaube nötig ist. Die wahre Buße besteht nämlich in Früchten, die der Erkenntnis der Sünde und dem Glauben folgen müssen. Nicht zwar besteht die Buße in solchen Früchten als Verdiensten, mit denen wir unsre Sünde sühnen könnten, wohl aber sind diese Früchte wahrer Buße Zeichen des Dankes, welchen wir Gott für so viele Wohlthaten schulden, die uns Christus umsonst zuwendet und die wir im Glauben erkennen. (8, S. 11 u. 287)

Ist Christus die Auferstehung und das Leben, so resultirt daraus, daß in ihm nicht nur ewiges Leibesleben, sondern auch die höchste und ewige Seligkeit (die im wahren Sinne des Worts ewiges Leben genannt wird) vorhanden sind. Und zwar schon in diesem Aeon. Denn der Sohn Gottes behält jenes ewige Leben nicht nur für sich selbst, sondern er teilt es Allen mit, die dasselbe erkennen und verlangen wollen: Joh. 1, 4. 8, 12. (6, S. 30 u. 153)

Hierum so ist das die erste und die beste Bereitschaft zum Tod, daß man durch den Glauben und gänzliche Zuversicht die Sünde auf das Leiden Christi trage und schiebe. Denn sobald der Glaube die Sünde auf Christum wirft, sobald verschwindet sie und zerfließt wie Wachs vom Feuer. Wo aber keine Sünde bleibt, da kann auch der Tod keinen Nachdruck haben. Und was sollte forthin der Tod vermögen, so er doch an Christo unserm Herrn seine Hörner zerstoßen und seine Kraft ausgemergelt hat!?

(„Wie man sich Christlich zu dem Sterben beraytten sol," S. 9)

Verschiedenes

Das lange vorbereitete Gegenstück zur Christlichen Welt soll vom 1. Oktober an ins Dasein treten. Das Wochenblatt wird, wie wir dem Frankfurter Kirchlichen Anzeiger entnehmen, den Titel führen: Der alte Glaube und bei H. G. Wallmann in Leipzig erscheinen. Leiter werden sein Freiherr Ernst Röder von Diersburg in Achern (Baden) und Pfarrer W. Gußmann in Stuttgart. Wir haben von unserm Standpunkte nur Ein Interesse, nämlich das, daß das Blatt fein und gut ausfällt, und freuen uns auf den zu erhoffenden Wetteifer edler Bestrebungen. Auf die in dem gewählten Titel liegende Spitze möchten wir ein für allemal Dies antworten. Wir gestehen gelegentlich gern den konservativeren Gliedern der Gemeinde das Vorrecht zu, sich die Altgläubigen zu nennen. Aber bei aller Rücksicht auf modernes Wesen und bei aller Freude an Problemen, Erkenntnissen, Aufgaben und Gütern, die Gott jüngern Geschlechtern geschenkt hat, werden wir im tiefsten Grunde niemals einen andern Glauben haben, als den alten, so gewiß wir Christen sind. R

Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre. (1834—1867) Erzählt von Theodor Schiemann. Zweite Auflage. München und Leipzig, Oldenbourg 1898. 5 Mk.

Herzlichen Dank sagen wir dem Verfasser, daß er uns so bald nach dem Ableben Heinrich von Treitschkes mit dieser Gabe beschenkt hat. Die Erzählung der Lehr- und Wanderjahre ist von reiner, ungetrübter Pietät gegen den grundehrlichen und liebenswerten deutschen Dichter, Historiker und Politiker eingegeben. Der Verfasser betont im Vorwort sehr bescheiden, daß er nicht beabsichtigt habe, den herrlichen

Stoff völlig zu erschöpfen. Trotzdem bestätigt man ihm gern, daß er uns um ein gutes Buch bereichert hat. Der völlig erhaltne Briefwechsel Treitschkes mit seinem Vater, dem sächsischen Generalleutnant Eduard von Treitschke, hat dem Verfasser vorgelegen, ebenso sein Briefwechsel mit befreundeten Staatsmännern und Gelehrten. Ferner konnte Schiemann Tagebücher und tagebuchartige Notizen zu seinem Lebensbilde benutzen. So ist ein Buch entstanden, das uns in einfacher, schlichter, aber tief ergreifender Erzählung eine anziehende Darstellung von dem Lebensgang seines Helden bietet. Ergreifend sind zu lesen die Briefe des vierzehnjährigen Obersekundaners bei dem Tode Robert Blums, die aber schon in diesen Jahren das spätere, allem politischen Radikalismus abholde Urteil des Historikers ahnen lassen; ebenso die Schilderung der Zeit, da der Knabe als Kreuzschüler mit aller Energie des Willens gegen das gewaltsam hereinbrechende Ohrenleiden anzukämpfen sucht. Eine sonnige Heiterkeit lagert über der Zeit der ersten Wanderjahre, da Treitschke als Student nach Bonn zur Hochschule zieht, um Dahlmann zu hören. Da ringen Dichter und Politiker mit einander in seiner Brust. Seitdem drängt sich mit unabweisbarer Notwendigkeit die Erkenntnis auf, daß seine politischen Gedanken nach einer Richtung führen werden, die den väterlichen, sächsischen Anschauungen nicht genehm sein wird. Wie dieser tragische Gewissenskonflikt von zwei durch und durch ritterlichen, edeln Charakteren durchgekämpft wird, wie der Sohn bei der schonungsvollsten Pietät gegen den kindlich geliebten Vater doch seine Selbständigkeit erkämpft und wahrt, wie der Vater mit dem bittersten Schmerze das Auseinandergehen seiner Anschauungen und derer seines geliebten Sohnes gewahrt und einmal rücksichtslos durchgreift, um schließlich doch die Gefühle seines Sohnes zu dulden, wenn auch nicht zu verstehen, das hat der Verfasser in lebendiger, anschaulicher Weise geschildert. Sobald Treitschke in Leipzig als junger Privatdozent das Katheder betrat, bewährte sich die eigentümliche Gabe dieses merkwürdigen Mannes, durch sein rhetorisches Talent großen Stils die Massen gebildeter Zuhörer aus allen Fakultäten zu beherrschen, an sich zu fesseln und mit jener gut preußischen, d. h. in Treitschkes Gedanken gut deutschen Gesinnung zu erfüllen, durch die er einer der Bahnbereiter des neuen Deutschen Reiches, ein moderner Praeceptor Germaniae geworden ist. Die Wanderjahre führen den warmblütigen, für Deutschlands Größe begeisterten Propheten nach Freiburg, Kiel und Heidelberg. Mit der Vermählung Treitschkes und seiner Berufung nach Heidelberg schließt die Darstellung. Die verdienstliche, dankenswerte Schrift wird wahrhaft gebildeten Lesern viele Anregung gewähren und das Gedächtnis eines bedeutenden Gelehrten, edeln Patrioten und eines reinen, frommen Mannes auch bei denen wach erhalten, die ihn nicht mehr persönlich gehört und kennen gelernt haben. Denn ein Schicksal wünschen wir diesem Buche in besonderm Maße; in den Händen solcher junger Leute, die in ihre Wanderjahre eintreten und im Begriffe stehen, zur Universität zu ziehen, möchten wir es sehen, damit sie von großen Gedanken erfüllt werden und an dem Beispiele dieses Mannes lernen, Fleiß und Treue, Vaterlandsliebe und Gottesfurcht als echte, deutsche Tugenden hochzuhalten.

Heinrich Reuß

Richard Wagners Musikdramen, ihre Aufführung in Bayreuth und ihr Verhältnis zum Christentum. Von Dr. A. Portig, Pastor in Bremen. Bremen, G. A. von Halem, 1899. 46 S. 80 Pfg.

Die größte Wirkung wird die kleine Schrift durch den warmen Ton, die echte Begeisterung, in der sie niedergeschrieben ist, thun. Wer Wagner aus eignen Studien kennt, wird anerkennen, wie der Verfasser das Streben des Wort-Tondichters verstanden hat. Besser als in dieser Schrift kann wohl kaum auf die Bedeutung Bayreuths hingewiesen werden. W

Luther als Musiker ist der Titel einer im Verlage von Ernst Liedhoff in Bielefeld erschienenen „Studie." Der Verfasser der kleinen, 34 Seiten umfassenden Schrift, Heinrich von Stephan, macht darin keinen Versuch, neue Resultate eigner Forschung zu der alten, vielumstrittnen Frage: „Luther als Musiker" zu bringen. Er begnügt sich vielmehr, mehr oder weniger geschickt, mit einem großen Ueberschuß liebenswürdiger Begeisterung und einem bedenklichen Mangel kritischen Verständnisses, manches, nicht alles Wissenswerte aus den Forschungen Andrer zusammenzustellen, ohne jedoch die neuesten Resultate (z. B. Heinrich Ziehns bedeutsamen Aufsatz: Die Melodie „Eine feste Burg" im Jahre 1524. Allgemeine Musik-Zeitung 1898, Nr. 28 f.) genügend zu berücksichtigen. Kann auch die Schrift keinerlei Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, ist auch der vom Verfasser gegebne Untertitel „Studie" durchaus unzulässig, so sei das Büchlein doch allen denen empfohlen, die einen kurzen Einblick in die eminente Bedeutung Luthers für die Entwicklung des evangelischen Gemeindegesanges gewinnen wollen.

Karl Straube

Was ist gute Lektüre? — Wer über die Bedeutung der Lektüre für unser geistiges Leben sich unterrichten will, findet in der populären Schrift von Pfarrer Lic. Eberhard Vischer „Was ist gute Lektüre?" (Basel, Reich, 28 S. 40 Pfg.) einen guten Wegweiser. Der Verfasser ist Mitglied der Kommission für die Basler Volksbibliotheken, kennt die Schwierigkeiten des Problems aus der Praxis und redet deshalb als Sachverständiger aus reicher Erfahrung und mit dem Bewußtsein ernster Verantwortlichkeit. Seine Maßstäbe sind zugleich fest und weitherzig. Den Geist des Schriftchens erkennt man schon aus folgenden kurzen Sätzen: „Die Frage nach der zuträglichen geistigen Nahrung ist so wichtig wie die nach der richtigen Pflege und Ernährung des Leibes." „Lektüre ist kein Selbstzweck." „Die Lektüre ist nur dann

gut, wenn unser Geist davon erfrischt und gekräftigt, gerne wieder zur Arbeit zurückkehrt.“ „Man kann eine wahre Geschichte schreiben, trotzdem daß weder die einzelnen Gestalten, die darin auftreten, thatsächlich so gelebt, noch die Ereignisse, die sie uns vorführt, sich so aneinander gereiht haben, wie sie uns erzählt werden. Große Dichter schreiben stets wahre Geschichten.“ „Ein gutes Buch im vollen und höchsten Sinne des Wortes ist ein Buch, das nicht bloß gut, sondern auch in gutem Sinne geschrieben ist.“ „Nicht jedes Buch, das den Ruf eines guten genießt und auch ein Recht auf diesen Ruf hat, ist deshalb für Jedermann eine gute Lektüre.“ Bornemann

Ehrendoktor der Philosophie ist durch Beschluß der philosophischen Fakultät Freiburg i. B. unser früherer Verleger, Herr Paul Siebeck, geworden. Wir freuen uns der wohlverdienten Ehrung. Der Verlag J. C. B. Mohr siedelt mit seinem Inhaber in diesen Tagen von Freiburg nach Tübingen über. Möge er weiter gedeihen zum Segen auch der theologischen Wissenschaft und der Kirche. R

Missionare! Den Ruf nach akademisch gebildeten Missionaren können wir nicht dringend genug unterstützen. Der Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein sucht noch immer einen jungen Mann für sein Werk in Kiautschou, wo drei seiner Sendboten bereits in der Arbeit stehn. Vergl. die Aufforderung in Nr. 24. Heut findet sich in unserm Anzeigenteil ein Aufruf der Missionsgesellschaft Berlin III für Ostafrika. Warum harren doch bei uns so viele tüchtige Kandidaten der Arbeit und die Arbeit harrt ihrer? Warum können die beiden nicht zusammenkommen?! R

Quittung

Für die evangelische Bewegung in Oesterreich: je 20 Mk. von W und v S in München; 3 von E H in J.
Für den tapfern Katholiken (vergl. Nr. 15): 5 Mk. von F M, Weinbach; 3 von E H in J.
Für die Hungernden in Deutsch-Ostafrika: 3 Mk. von F in Wossitz; 2 von E H in J.
Für Armenien: 2 Mk. von E H in J.
Auf die Klage an unsre Leser in Nr. 27: je 20 Mk. von H, Ludwigsburg; v W, Vegesack; 5 von B, Homburg.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Freiexemplare für Hotels, Kursäle, Sommerfrischen werden jederzeit vom Verlag in Marburg bewilligt und versendet.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Kongresse, Konferenzen und Versammlungen

jeder Art und Richtung, in kleinerem oder größerem Kreise, wird die Christliche Welt gern unentgeltlich an dieser Stelle anzeigen, sofern sie irgend kirchliches oder humanes Interesse haben. Doch ist frühzeitige Mitteilung geboten, da eine Wochenschrift mehrere Tage vor Erscheinen abgeschlossen wird. In der Regel ist Sonntag der späteste Termin, an dem eine kurze Nachricht für die Donnerstag darauf erscheinende Nummer Aufnahme finden kann.

Versammlungskalender

7.—11. August Studentenkonferenz zur Vertiefung des christlichen Lebens in Eisenach.
18.—22. September Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Gesamtvereins in Braunschweig.
19. 20. September Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Meiningen.
26.—28. September Protestantentag in Hamburg.
2.—5. Oktober Kongreß für Innere Mission in Straßburg. Programm siehe in Nr. 27.
9.—12. Oktober Jahresversammlung des Evangelischen Bundes in Nürnberg.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M.: Montag, 7. August, nachm. 4, Rosenau: Süddeutsches.
Magdeburg: Mittwoch, 16. August, nachm. 3, Münchner Hofbräu, Hasselbachstr. 1. Monatsversammlung: Der erhöhte Christus.
Eisenach: Freitag, den 6., und Samstag, den 7. Oktober.

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 26. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Braunschweig; Meißner Konferenz — Evangelische im Auslande: Von der österreichischen Uebertrittsbewegung — Verschiedenes: Leipziger Mission; Cassanis Rekonversion; Vermischte Nachrichten (Aus andern Blättern; Kasseler Evangelischer Frauentag)

Nr. 27. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. April bis 30. Juni 1899 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Evangelischer Frauentag in Kassel; Diesjährige Tagung der Berliner Stadtsynode — Evangelische im Auslande: Die Entwicklung des englischen Nonkonformismus im neunzehnten Jahrhundert; Jan Maclaren über die religiöse Situation in England — Verschiedenes: Die weiße Messe in Paris; Vermischte Nachrichten (Sozialdemokratische Kirchenälteste; Mecklenburger Reformationsfest; Vermählung der Herzogin Marie; Aus andern Blättern) — Personalien

Nr. 28. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Elsaß-Lothringen (Pfarrversammlungen; Reformirte Synode; Lutherisches Oberkonsistorium) — Evangelische im Auslande: Die deutsche evangelische Gemeinde in Florenz; Der Ritualismus in der englischen Landeskirche — Römische Kirche: Staat und römische Kirche in Bayern — Verschiedenes: Beruf und Stellung der Frau nach der Schrift; Vermischte Nachrichten (Konferenz thüringischer Kirchenregierungen; Aus andern Blättern)

Deutsche Kandidaten
der Theologie und des Predigtamts!

Die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) hat in Usaramo besonders infolge der Hungersnot, bei der die Missionsgeschwister mit Arbeit überhäuft waren, starke Verluste an Kräften gehabt. Die Missionsarbeit dort nimmt trotz der schwachen Besetzung der Stationen einen fröhlichen Fortgang. Doch, sollen die Missionare nicht unter ihr zusammenbrechen, so müssen sie Hilfe haben. Aus jedem ihrer Briefe tönt uns immer wieder der Notschrei entgegen: „Schickt uns bald Hilfe, es ist nötig, damit die Sache Christi nicht Schaden leidet.“

Da die Missionsgesellschaft Berlin III nur akademisch gebildete Missionare hat, so habt ihr Kandidaten ein Recht darauf, daß man euch die Not und den Mangel an Kräften klagt. Ihr habt auf der Hochschule die Waffen geschärft zum Kampf für das Reich Christi und habt euch zum Lebensberuf gemacht, das Evangelium zu predigen. Wo ihr es nach Gottes Willen zu verkünden habt, hier in der Heimat, wo ihr Jahr auf Jahr müßig am Markt stehen müßt, oder unter den Heiden, von wo dringend und immer dringender der Ruf ertönt: „Kommt herüber und helft uns,“ darüber gebe sich heute jeder vor Gott Rechenschaft.

Um unsre Stationen Dar-es-Salaam, Hoffnungshöhe und Maneromango zu besetzen, müssen wir sofort 4 bis 5 Missionare haben. Sollten sich unter den Tausenden von deutschen Kandidaten (im Konsistorialbezirk Berlin sind allein ca. 450) nicht 4 oder 5 Freiwillige finden?

Jeder evangelische Christ muß jetzt Stellung nehmen zur Mission. Es wächst der Kampf des Reichs Christi gegen die Macht der Finsternis des Heidentums mit großer Schnelligkeit. Wer in diesen Kampf hineingezogen wird, kommt nicht wieder davon los, und er ergrimmt im Herzen, wenn er sieht, wie dieser oder jener die Hände in den Schoß legt.

Drum heute die Hand ans Werk gelegt,
Wem gläubig ein Herz im Busen schlägt.

Kandidaten, denen die Not der Heiden zu Herzen geht und die um der Liebe Christi willen den Heiden dienen wollen — hoffentlich mehr als 4 oder 5 — werden gebeten, umgehend ihr Aufnahmegesuch nebst Lebenslauf und ärztlichem Gesundheitsattest an Herrn Pastor D. v. Bodelschwingh in Bethel bei Bielefeld, in dessen umfangreichen, einzigartigen Anstalten die Missionare von Berlin III für ihren Beruf durch den Dienst an den Kranken und Elenden vorgebildet werden, einzusenden.

Eine vorzügliche Einführung in die ostafrikanische Mission bietet das Buch „Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika“ von Missionar Pastor Paul Döring, das mit 35 guten Illustrationen versehen bei Martin Warneck, Berlin W., Linkstraße 4 erschienen ist und trotz seines Umfanges von 179 Seiten nur 1 Mk. kostet. An ihm können sich eure Herzen erwärmen für die Mission, und sind sie warm geworden, so folgt eurem Herzen und handelt.

Allmonatlich berichten über die Arbeit dieser Mission die „Nachrichten aus der Ostafrikanischen Mission,“ die monatlich dem Besteller durch die Post vom Büreau aus Berlin W., Schaperstr. 3 frei ins Haus geschickt werden gegen 1,50 Mk. für das Jahr.

Berlin W., Schaperstr. 3 Pastor **Maaß**, Missionar

Predigergesuch.

Die durch den Tod des bisherigen Geistlichen vakant gewordene Pfarrstelle an der ersten deutschen evangel. protestantischen Gemeinde in Antwerpen ist baldigst neu zu besetzen. Anfragen bezw. Bewerbungen sind an den **Kirchenvorstand**, Lange Winkelstraat 5 in **Antwerpen**, zu richten.

In meinem

Familienpensionat

finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten.

Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, **Schwarzenberg i. Erzgeb., Sachs.**

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Posteimern **franko** gegen M. 5,75 Nachnahme oder Voreinsendung.

Zahllose Empfehlungen!

H. Gieseking, Bremen 405-D.W.

Allerh. Auszeichnungen:
Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.

Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.

Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.

☞ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Günstiger Gelegenheitskauf
sehr gut erhaltener
antiquarischer Werke:

Moltke, Ges. Schriften. 8 Origbde. Statt M. 61.75 nur M. 40.—.
Treitschke, Deutsche Geschichte. 5 Halbfrzbde. Statt M. 65.— nur M. 50.—.
Allgem. Gesch. in Einzeldarstellungen v. Oncken. Complet in 45 prachtvollen Orig.-bdn. Statt M. 792.40 nur M. 400.—.
Sybel, Begründung des Dtschn. Reiches. 7 eleg. Hfzbde. Statt M. 66.50 nur M. 50.—.
Spamer's Weltgeschichte. 3. Aufl. 11 Origbde. Statt M. 106.— nur M. 65.—.
Meyer's Conversationslexikon. 5. Aufl. 17 Prachtbde. (Luxuseinbd.) Statt M. 204.— nur M. 100.—.
Balbi, Allgem. Erdbescheibung. 8. Aufl. Origbd., an einigen Stellen kleine Stampille. Statt M. 45.— nur M. 20.—.
Jensen, Der Schwarzwald. Berl., 1890. Eleg. Hlwd. Statt M. 20.— nur M. 14.—.
Kaden, Das Schweizerland. Stuttgart, Engelhorn. Fol. Prachtbd. Statt M. 70.— nur M. 30.—
Nordenskiöld, Grönland. Orig.-bd. Statt M. 26.— nur M. 10.—.
Unser Vaterland in Wort und Bild. 4 Bde. Gr.-Fol. Lwd. Statt M. 122.— nur M. 30.—.
Gregorovius, Wanderjahre in Italien. 5 Bde. Origbd. statt M. 32.50 nur M. 25.—.
Rosegger, Ausgewähl. Schriften. Bd. 1—23. 25. 26. Origlwd. Statt à M. 3.70 resp. 5.20 der Band nur à M. 3.—.

Schön erhaltene Exemplare dieser prächtigen, taufrischen Erzählungen, die selten auf dem antiquarischen Büchermarkt zu finden sind.

Buch der Novellen. 3 Bde. – Waldschulmeister. — Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. — Die Älpler. — Volksleben in Steiermark. — Heidepeters Gabriel. — Waldheimat. 2 Bde. — Feierabende. — Am Wanderstabe. — Sonntagsruhe. — Dorfsünden. — Meine Ferien. — Der Gottsucher. — Neue Waldgeschichten. — Geschichtenbuch des Wanderers. 2 Bde. — Bergpredigten. — Höhenfeuer. — Allerhand Leute. — Jakob der Letzte. — Der Schelm aus den Alpen. 2 Bde.

Gerstäcker, Fr., Ges. Schriften. 2 Serien. 43 Bde. Hlwd. m. T. (3 Bde. ungeb.) Statt M. 142.— nur M. 40.—.

Wilhelm Scholz, Antiquariat, **Braunschweig.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Vor Kurzem erschienen:

Die Allegorie in Kunst, Wissenschaft und Kirche.

Von
D. W. Bornemann,
Professor an der Universität Basel.
8. M. 1.—.

Goethe's Stellung zu Religion und Christentum.

Von
D. Karl Sell,
Professor in Bonn.
8. M. 1.80.

Studien
über das
Schrifttum und die Theologie des Athanasius.

Von
Karl Hoss.
Von der Universität Tübingen gekrönte Preisschrift.
Gr. 8. M. 3.—.

Optische Neuheit!

Hierdurch bringe dem geehrten Publikum ein **vor Nachahmung gesetzlich geschütztes**

„Fernglas“

in Empfehlung, welches vermittelst seiner Konstruktion **„enorme Vergrößerung“** besitzt, was nur durch **ausgezeichnete Feldstecher** erreicht werden kann, daher **ganz vorzügliche Fernsicht. Großartige Erfolge.** Vortrefflich für Reisende, Radfahrer, Gutsbesitzer, Förster, Militär u. s. w. Der Preis ist sehr niedrig gesetzt **nur 2,90 Mk.** mit dauerhaftem Etuis und Verpackung. Zu beziehen gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages von

C. Wieske, optische Waren, Braunschweig.

☞ **Jedermann sollte sich diese wirklich nützliche optische Neuheit kommen lassen.** ☜

Kein Risiko, da Umtausch gestattet.

Töchterpensionat u. Haushaltungsschule
I. Ranges
Villa Mont-Choisi-Neuchâtel (Franz. Schweiz).

Programm: Erlernung der französischen Sprache; Einführung in den Haushalt und in die bürgerliche und feinere Küche. — Komfortabel eingerichtetes Haus, umgeben von grossem, schattigem Garten. Prachtvolle Lage am See mit Aussicht auf die Alpen. Pensionspreis 1300 bis 1400 frs. per Jahr, je nach Zimmer. — Prospektus und Referenzen stehen zu Diensten. Diesen Herbst werden einige Plätze frei.

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur

1 Mk. 75 Pf.

franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.
Man adressire an:
Norddeutsches Musik-Versandhaus
Rostock, Otto-Strasse 19.

NEU!

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

☞ **Hierzu eine Beilage von Herrn Professor D. Zimmer, Zehlendorf, betreffend den Diakonieverein** ☜